

160. Die Stadt in der neueren deutschen Sprachgeschichte I: Hamburg

1. Stadt und Sprachgeschichte
2. Niederdeutsch als urbane Leitsprache
3. Der Umbau des urbanen Sprachenkosmos im 16. und 17. Jahrhundert. Hochdeutsch als Ökonomiefaktor und Sozialindikator
4. Sprachreflexionen in Hamburg und zum Hamburgischen im 17. und 18. Jahrhundert
5. Fortschreitende Zweisprachigkeit in der Stadt. Zunehmende Funktionsdifferenzierung von Hochdeutsch und Niederdeutsch im 18. und 19. Jahrhundert
6. Hamburg im 20. Jahrhundert. Stadt zahlreicher Teilsprachen und mit hochdeutschem Substandard
7. Literatur (in Auswahl)

1. Stadt und Sprachgeschichte

Daß Städten in der Sprachgeschichtsschreibung (vgl. z. B. Bach 1970; Eggers 1986; Polenz 1991–94) eine besondere Aufmerksamkeit zukommt, hat viele Ursachen. Eine eher vordergründige ist die zugängliche Fülle des Sprachmaterials, das dank stadtbezogener Verwaltungsinstitutionen relativ dicht und kontinuierlich überliefert worden ist. Weitreichender ist da schon die Erkenntnis, daß diese Materialfülle für verschiedene Zeitpunkte der Stadtgeschichte höchst divergente, gleichzeitig ablaufende Prozesse preisgibt, welche auf die Triebkräfte der Sprachentwicklung schlechthin, wie Ökonomie, Variation, Innovation, hindeuten. Das Sozialgebilde „Stadt“ offenbart sich als Ereignisfeld intensiver und vielfältiger Sprachentwicklungen. Und wenn unterstellt werden kann, daß die Dauerhaftigkeit dieser Prozesse durch die Zeit die Stadt als Prototyp menschlicher Kultur(en) qualifiziert, dann sind Beobachtungen zur urbanen Sprachgeschichte von großem anthropologischen Interesse.

Städtische Sprachgeschichte ist Beleg für die vielfältigen Aufgaben, die der Stadtbevölkerung zugefallen sind und sprachmanifest zu bewältigen waren.

M. Webers vielzitierte „ökonomische Definition“ der Stadt: „Versucht man, die Stadt rein ökonomisch zu definieren, so wäre sie eine Ansiedlung, deren Insassen zum überwiegenden Teil von dem Ertrag nicht landwirtschaftlichen, sondern gewerblichen oder händlerischen Erwerbs leben. [...] Jede Stadt [...] ist ‘Markort’“ (Weber 1972, 727f.) betont nicht nur die fortgeschrittene Arbeitsteilung, vielmehr transportiert sie implizit auch das Nebeneinander von vollständiger und unvollständiger Integration im städtischen Gesamtrahmen. „[...] die

Ordnung des Marktes garantiert gerade eine gewisse Beliebigkeit der Kontaktaufnahme jedes mit jedem [...]. Ein Merkmal des Marktes ist also gerade die unvollständige Integration“ (Bahrtdt 1961, 40).

Was hier als stadttypisch angesprochen wird und letztlich die soziale und damit auch sprachliche Dynamik charakterisiert, begegnet in jüngeren Darstellungen als die Kopräsenz von Gemeinschaften (= vollständige Integration) und Begegnungen (= Angebote an Gelegenheiten zur Kommunikation) in der Stadt (Hotzan 1997, 113). Für den einzelnen bedeutet dies in seiner Zeit eine Fülle von Nutzungsangeboten und die Teilnahme an mehreren Gruppierungen, zugleich eine greifende Markierung von Öffentlichkeit und Privatsphäre (zur Entwicklung und Interdependenz Bahrtdt 1961, 55). Stadtgeschichtlich gesehen handelt es sich um die Folgen sozialer Ausgleichs- und Differenzierungsprozesse, sprachgeschichtlich um die Ausbildung zahlreicher urbaner Sprachvarietäten. Ein Ergebnis ist dabei gewiß auch ein Ausmaß an sprachlicher Stabilität, welche als gemeinsames Merkmal die Bewohner auszeichnet und zu ihrer externen Identität beiträgt (= stadtrepräsentativer Sprachbesitz). Gleichzeitig schärfte der Wahrnehmungsraum Stadt mit seinem heterogenen Sprachaufkommen das Bewußtsein für die Sprachvariation in verschiedenen alltäglichen Verwendungssituationen (Mehrsprachigkeit der Stadtbevölkerung). Der urbane Raum konnte hierbei keine konstante Größe bleiben, er wird zur zeitweiligen Manifestation der Entwicklungsstadien (Bevölkerungswachstum und -differenzierung), zu der die lokalfunktionale Differenzierung ebenso gehört wie die Segregation einzelner urbaner Gruppen.

Das stete Nebeneinander sprachlicher Ausgleichs- und Differenzierungsprozesse mit der Folge eines mehrere Varietäten umfassenden Sprachaufkommens in der Stadt („multidimensional geordneter Varietätenraum“; Dittmar/Schlobinski 1988, 43) fordert der sprachgeschichtlichen Darstellung einer Einzelstadt besondere Konsequenzen ab. Dies gilt um so mehr, wenn, wie im Falle Hamburgs, eine als Überdachung/Leitvarietät fungierende Einzelsprache im Verlauf der Stadtgeschichte gewechselt hat (Niederdeutsch – Hochdeutsch, teilweise auch Latein) und damit ein einschneidender Wechsel der Außenbeziehungen

einherging. U. Maas (1985) differenziert hierbei nach Auto- und Heterozentrierung. Dies konnte keinesfalls ohne Auswirkungen auf die urbanen Varietäten, in funktionaler und struktureller Perspektive, bleiben. Im konkreten Fall ist z. B. mit einer zwischen den beiden Teilsystemen des Nd. und des Hd. entwickelten Kontaktvarietät zu rechnen, welche ihre Funktionen und ihren Platz im urbanen Sprachgefüge nach sozialer Geltung der jeweiligen Leitvarietät verändert. Es liegt nahe, die jeweilige Überdachungssprache als sprachhistorisches Großzeitmaß im Falle Hamburgs zu wählen und die interdependenten Kommunikationskonstellationen in der Stadt darauf zu beziehen. Das heißt, hier grundsätzlich zwei Entwicklungsstadien der Stadtsprache Hamburgs zu unterscheiden, mit jeweiligen Vorbereitungs-, relativen Stabilitäts- und mit Ausklangphasen. Das erste Stadium (Niederdeutsch als urbane Leitsprache) reicht vom 12. bis zum 16. Jh., das zweite (Hd. als urbane Leitsprache) dementsprechend bis in die Gegenwart.

2. Niederdeutsch als urbane Leitsprache

2.1. Siedlungspolitische und demographische Grundlegung, sprachliche Disposition

Der heutige Stadtstaat Hamburg verdankt seine Ursprünge dem Zusammentreffen mehrerer Merkmale. Da war die topographische Vorzugsposition auf einer Südkante der Geest, relativ hochwasserfrei und mit Zugang zur Alster. Eine Nutzung dieser Vorzugslage in Form eines Dorfes „mit relativ bescheidenem Lebenszuschnitt“ (Richter 1982, 19) erscheint für das 8. Jh. gesichert. Die Deutung des seit dem 9. Jh. überlieferten Siedlungsnamens *Hammaburg*, *hamaburch*, *hamapurc* als „Burg an der Flußbiegung“ (Hamburgisches Wörterbuch 1985ff. 12. Lfg., 486) nimmt die geographische Charakteristik des Gründungsplatzes auf. Von nicht geringerer Konsequenz erwies sich die geopolitische Konstellation, die mit wechselnden Dominanzen von Sachsen, Franken, Dänen und Elbslawen in den beiden letzten Jahrhunderten vor der Jahrtausendwende gestaltet wurde und in der dem frühen Hamburg jeweils große Aufmerksamkeit zuteil wurde. Bei aller derzeitigen archäologischen Unsicherheit kann davon ausgegangen werden, daß ab 831 eine Koexistenz von befestigter

Anlage (politische Repräsentanz, Missions-/Bischofsitz) und Wiksiedlung mit Hafen im Gründungsareal gegeben war. In den folgenden Jahrhunderten mit einer Vielzahl kriegerischer und politischer Auseinandersetzungen (zu Einzelheiten Bracker 1992; Richter 1982) wirkten die drei Konstituenten der Gründungsphase, eigenständig und interdependent, in der Stadtentwicklung fort. Dabei zeigte sich das Segment „Wiksiedlung mit Hafen“ (Kaufleute, Handwerker, Schiffer) als besonders beständig. Im 9. und 10. Jh. stetig erweitert und differenziert bildete es mit seiner inhärenten Konzeption der Arbeitsteilung die wesentliche Voraussetzung für die weitere innerstädtische Entwicklung. Die stadtschichtliche Konstituente „politische Repräsentanz“ trat entscheidend hervor, als Graf Adolf III von Schauenburg 1188 die Hamburger Neustadt gründete und ihre Bewohner mit einer Fülle von Privilegien ausstattete, an dem Vorbild der Stadt Lübeck orientiert.

Mit der Neugründung war nicht nur eine Erweiterung des städtischen Areals gegeben, ab jetzt bestand durch die Konfrontation von Altstadt und Neustadt die unmittelbare Konkurrenz zweier Stadtmodelle, die sich zunehmend zugunsten der „freiheitliche[n] Verfassungszüge der Neustadt“ (Richter 1982, 72) entwickelte und schließlich zur Vereinigung der Teilareale im Jahre 1216 führte. Diese ist grundlegend für die weitere Stadtgeschichte und auch ursächlich dafür, daß fortan sich die bürgerliche Eigenständigkeit der städtischen Verwaltung (der städtische Rat) zu Lasten der Landesherren immer stärker behaupten konnte. Das am Ende des 13. Jhs. konzipierte, nicht in Kraft getretene Stadtrecht (bei Lappenberg 1845, 99, auf 1292 datiert; bei Richter 1982, 73, auf 1301 korrigiert) vermittelt einen Eindruck von dem Identitätsschub, der von der Vereinigung des alten und neuen Stadtteils ausging:

„[...] *deit de raet unde dhe witteghesten uan Hamborch witlich allen den ghenen, dhe nu hyr sin unde noch scolen werden gheborn: dat se sich hebbet voreuenet unde ere recht ghesat also hyr bescreuen steit, dat Hamborch ein is, unde ein bliuen scal immermeir [...]*“ (Lappenberg 1845, 99).

Die Attraktivität der „neuen“ Stadt wird durch die Vervierfachung der Einwohnerzahl im 13. Jh. belegt. Mit dieser Entwicklung ging ein unabweisbarer Druck einher, auch die städtische Schriftlichkeit volkssprachlich zu gestalten. Waren die historischen Zeugnisse, die über Hamburg als Verhandlungsgegenstand urkundeten, bis in das

13. Jh. ausschließlich lateinisch formuliert, brachte die Stadt als autonomer Ursprung einer Vielzahl politischer und ökonomischer Aktivitäten notwendigerweise den Sprachenwechsel zur „Buchführung der [städtischen; D. M.] Lebenspraxis“ (Maas 1985, 610) hin. Die Bevölkerungszusammensetzung (Daten bei Richter 1982, 78ff.) läßt auf eine innerstädtische nd. Sprechsprache schließen, die strukturelle Gemeinsamkeiten, aber auch Differenzen (Zuwanderung) aufwies. Gestützt wird ein solcher Befund durch Mahnkens (1925) Untersuchung der hamburgischen Personennamen des 13. Jh. Hier sind aus den Erbebüchern etliche nd. Gewerbenamen nachgewiesen (z. B. *Clockengetere*, *Gropengetere*, *Isemmakere*, *Rademakere*, *Repslegere*), und die Herkunftsorte gehören offenbar größtenteils dem nd. Sprachareal der Zeit an. Neben der nd. Sprechsprache wird es im klerikalen und juristischen Zusammenhang eine lat. Mündlichkeit gegeben haben. Für die stark ausgeprägte nd. Disposition der hamburgischen Stadtsprache und zahlreiche Transferenzen zwischen lat. Schriftlichkeit und nd. Mündlichkeit spricht ein interessantes Überlieferungsdetail: Eine Folge der o. a. Institutionalisierung des städtischen Rats war die Sammlung stadtbezogener Urkundentexte (Kopialbuch), um Handlungsgrundlagen parat zu haben. Aus der Schlußbemerkung des Ratsnotars Magister Jordan von Boizenburg „*teste me, magistro Jordano, huius littere prelectore*“ (1267) kann gefolgert werden, daß der Inhalt den Ratsherren mündlich vermittelt wurde und dies „wohl in summarischer Form und niederdeutscher Sprache“ (Reincke 1951, 99). Aus der hier gegebenen zweisprachig und medial (schriftlich/mündlich) differenzierten Kontextualisierung erwuchs später die Kombination geschriebenen lat. und nd. Texte, indem nd. Summarien den lat. Urkunden hinzugefügt wurden, was die entwickelte Domäne des Nd. unterstreicht. Wurde das Stadtrecht 1220 noch lat. formuliert, folgte 1270 mit dem *Ordeelbook* das erste Stadtrecht auf Nd.: „[...] *ordele bescreuen van der menen stad willen vnde van den wittigesten rade van Hamborch*“ (Lapenberg 1845, 1). Der Abstand von Mündlichkeit und Schriftlichkeit war überwunden. Hier war nicht nur eine „allgemein verständliche Gebrauchsanweisung zur Handhabung ihres Gemeinwesens“ (Bracker 1992, 58) gegeben, hier war jetzt auch eine Leitsprache etabliert, die im weiteren bedarfsgerecht differenziert und ausgebaut werden konnte.

2.2. Die Hansestadt. Sprachliche Integration und Diversifikation

Hamburg hat mit zahlreichen Städten im Norden Deutschlands die Eigenschaft gemein, eine *stad von der dudeschen hense* (zu Einzelheiten Wernicke 1983) gewesen zu sein. Diese Eigenschaft enthält für die Stadtgeschichte zwischen dem 13. und 16. Jh. mehrere Merkmale, die sich unmittelbar auf die Sprache auswirkten. Neben der Einbindung (nicht immer gleichbleibend) in die Aktivitäten des Hansebündnisses (Korrespondenz und Rechtstexte zur Organisation), der Entwicklung des Fernhandels (Wirtschaftstexte: Briefe, Verträge, Warenlisten, Handlungsbücher) ist vor allem auf Formen der innerstädtischen Organisation (Stadtrechte, Stadtverwaltung, Rat, Bürgerschaft) und die fortschreitende Arbeitsteilung (Ämter, Bruderschaften, Berufsprofile) hinzuweisen. Die auf das Stadtganze gerichteten Teilaktivitäten müssen auf die synchron stattfindende Bevölkerungsexpansion bezogen werden; zwischen 1375 und 1500 hat sich die Einwohnerschaft mehr als verdoppelt (Gabrielsson 1982, 111). Hieraus läßt sich ableiten: Ein erheblicher Ausbau der Schriftlichkeit war ebenso notwendig wie eine beträchtliche Erweiterung und funktionale Differenzierung der sprachlichen Mittel. Den Gestaltungsspielraum (kognitiv und kommunikativ) eröffnete das Mnd. Strukturelles Hauptkennzeichen ist die Nichtbeteiligung an der 2. Lautverschiebung; sprachsoziologisch deutlich als bürgerlich zu klassifizieren, bot diese Vollsprache die Möglichkeiten, entsprechend der Versprachlichungsbedarfe einer bürgerlichen Stadt einzelne Teilsprachen/Varietäten zu entwickeln (Meier/Möhn 1989, 432).

Die Existenz und das Zusammenwirken verschiedener sozialer Teilwelten tritt in einer Fülle sprachlicher Kennzeichen (Funktions- und Institutionsbenennungen) zutage, die ab dem 14. Jh. regelmäßig überliefert sind. Sie dienen der Orientierung von Außenstehenden ebenso wie der Identitätsgewinnung der Zugehörigen.

Wollte man nach größeren Einheiten zusammenfassen, steht zuvorderst der Bereich der Stadtpolitik (*borgere*, *borgersche*, *borgerschop*, *borgermeister*, *rat*, *de meine rat*, *ratmann*, *rathus*, *vorsettinge*), in enger Verbindung damit das Rechtswesen (*beclagen*, *dinbanc*, *gericht*, *hechte*, *ordeel*, *statrecht*) und die Stadtverwaltung/-aufsicht (*akzise*, *bursprake*, *der stat mathe unde wicht*, *prachervogt*, *vrede beden*, *wachte*). Der Sozialausschnitt „Kirche“ (*domherr*, *ghestlik*, *godeshus*, *kark*, *karkhove*, *predigt*) ist eben-

falls durch eine Auswahl von Leitwörtern vertreten.

Den größten Einfluß auf die Sprachentwicklung übten zweifellos Handel und Handwerk aus. Als Kollektivmarkierung für die selbständigen Fernkaufleute setzte sich *-farer* durch, das durch den Zusatz des Zieles präzisiert wurde. Auf diese Weise heben sich die Gruppierungen der *Engellands farer*, der *Flander farer*, der *Ieslandes farer* und der *Schonen farer* ab. Die so benannten Teilkollektive – später trat mehrfach die Kennzeichnung *geselschop* hinzu (vgl. *Engellands farer-Geselschop*) – hatten teilweise bis in das 19. Jh. hinein Bestand. Von gleichem Aufschluß für die innerstädtische Differenzierung der Zeit und ihre Versprachlichung ist die Fülle der Handwerkerbezeichnungen einschließlich der zugehörigen Korporationen. Ihre Präsenz in den städtischen Rechtstexten (Stadtrechte, Burspraken), insbesondere aber die Ausbildung korporationsbezogener Regeltexte (Zunftordnungen, *settinge*), welche die Eigenständigkeit und die Koexistenz in der Stadt ordnen („*umme des hantwerckes unde der borgher beste willen*“; Rüdiger 1875, 12), belegt den Einfluß in der Stadt. Zu den im 14. Jh. überlieferten Handwerkerbezeichnungen gehören u. a. *becker* (später unterschieden nach *groffbecker* und *wythbecker*) *bodeker*, *budelmaker*, *gherwer*, *gropengheter*, *kertzengheter*, *knokenhower*, *lynnenwever*, *maler*, *platenleggher*, *reepsleger*, *schroder*, *smed* (Rüdiger 1875, XX). Mit der handwerklichen Differenzierung ergab sich offenbar auch der Zwang zur innerstädtischen handwerkskonformen Kollektivbildung. Ihren sprachlichen Ausdruck fand sie in den Bezeichnungen *ampt* (*ammecht*, *ammicht*, *anbacht*) und *broderschop* (*broderschup*), welche zunftmäßige Zusammenschlüsse benannten (z. B. *ampt der beckere*; *bödekerampt binnen desser stadt*, *ampt der bödeker*; *ampt der knokenhowere*). Daß „Amt“ ein Schlüsselbegriff (kennzeichnend und ordnend) in der Stadtkommunikation war, zeigt sich in einer Vielzahl von Lexemen wie *amptmann/amptlude* ‘Handwerker’, *amptbroder* ‘Zunftgenosse’, *dat ampt besitten* ‘Handwerksmeister sein’, *ein ampt oprichten* ‘eine Zunft gründen und organisieren’. Die vorgestellten Kollektivnamen vertreten arbeitsteilige Handlungssegmente, in denen bei fortschreitender gesellschaftlicher Akzeptanz allmählich eine arbeitsteilige Sprache entstand. Diese Entwicklung führte letztlich zur Ausbildung lokaler Fachsprachen (arbeitsteilige Gruppen in der Stadt)

und nahm ihren Anfang in der Etablierung von Spezialwortschätzen. Die zeitgenössischen Zunfturkunden geben davon reichlich Aufschluß,

z. B. für die Bäckerei: *brokaftich brot*, *dat brot bezeen*, *roggenbrod*, *semmele*, *withbrod* (Rüdiger 1875, 22ff.); für die Hutmacherei: „*5 dele thom meisterstück*, *alse 1 sammitten hodt mit 4 quarteren*, *1 siden morischen bandt mit 7 spigaten schufnern*, *dree middelmäßige und enen grothen knop*, *7 dosin klein(e) knopken*, *alle gearbeidet mit spigatten*, *1 wanders bonnith*, *6 mal getrocken*, *1 sammitt hulle up fullen sammith mit eener schnoer*, *1 pulverflasche mit 7 questen*, *de queste gebredet oder 1 liffreem*“ (Rüdiger 1875, 117).

Die Beispiele lassen zugleich Zusammenhänge mit der Sprache der gesamten Stadtbevölkerung (städtische Gemeinsprache) erkennen; auf der handwerklichen Seite semantische Spezialisierung, z. B. *dat brot bezeen* ‘das Brot unter fachlichen Gesichtspunkten prüfen’ (Qualitätsprüfung); auf der Abnehmerseite die Übernahme von handwerklichen Produktbezeichnungen, hier Goldschmiedehandwerk: *brasse*, *vingeren*, *hoykenspan*, *kledersmide*, *mouwenspange* (Belege aus Bürger-testamenten; Loose 1970).

Die bereits angedeutete urbane Sprachdynamik während der Hansezeit wird noch sichtbarer, wenn mediale und textsortenspezifische Kategorien hinzugezogen werden. Die erste betrifft das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit und vor allem die Entwicklung der städtischen mnd. Schreibsprache. Die Verselbständigung der nd. Schriftlichkeit zeigt sich etwa bei einem diachronen Vergleich mehrerer Bursprakenfassungen. „Burspraken“ sind typische Manifestationen einer bürgerlichen Stadt im ausgehenden Mittelalter, die, im Stadtag regelmäßig wiederkehrend, Bürgerversammlung und Verkündung von Verordnungen durch den Rat zugleich waren (zur Definitionsproblematik Bolland 1960. Bd. 1, 2ff.). Die überlieferten Textversionen (zunächst als Grundlage der mündlichen Verkündung, später für den Textaushang) sind in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich. Eine systematische Analyse durch die Jahrhunderte könnte etwa den Ausbau des urbanen Lexikons (zum Begriff vgl. Artikel 102) aufzeigen. Die Aufzeichnung der Verordnungstexte erschließt in ihrer Sequenz zugleich die Genese der stadtbürgerlichen Problemfälle, mit der Konsequenz, daß die jeweiligen Burspraken an Umfang beträchtlich zunehmen. Schließlich präsentieren die Texte den Ausbau einer schriftlichen

Syntax, wobei die Anfangsversionen offensichtlich stärker dem mündlichen Verkündungszweck verpflichtet waren.

Beispiele der Entwicklung (nach Bolland 1960. Bd. 2, 2 u. 111):

1. 1358/1372

Dar enschal nen man stekemeste dreghen eder naghelmesthe eder langhe mesthe, de bazeler heten.

2. 1358/1372

Dar enschal nen man stekemeste dregen eder nagelmeste eder langhe meste, de bezelere heten, in desser stat, id enzy mit vûlborde des raades. We dat brekt, de scal id betheren mit X sol.

3. 1464

Dar enschal nemand in desser stad dregen stekemeste, nagelmeste edder langemeste, de bezelere heten, bi dage noch bi nachte, jd ensi mid vûlborde des rades. Also but desse raed strengliken vnde wil dat also gheholden hebben vmmе wûndinge vnde môrdes willen, dat hir scheen mochte in desser stad, dat nemand bi dage ofte bi nachte stekemeste, naghelmeste, bezelere, rutinghe noch nenerleie vorlouede wapene, de sin, welckerleie de sin, in desser stad dregen schal. Vnde desset schal eyn iewelick in desser stad sinen kinderen, knechten vnde gasten witlick doen, dat se sodane wapen van sick leggen vnde der nicht endregen. We des nicht endeit vnde dar mede wert begrepen, de schal dat beteren na willekore des rades.

Die Entwicklung einer nd. Schreibsprache verlief, wie angesichts der zahlreichen kontextuellen Faktoren (Schreiberbiographie, Kommunikationskontakte im Hanseraum, Bevölkerungswachstum, Varianten in der gesprochenen Stadtsprache) nicht anders zu erwarten, keineswegs geradlinig; vielmehr wechseln Phasen größerer Homogenität und solche größerer Variabilität zwischen dem 14. und dem 16. Jh. ab. R. Peters (1996) hat anhand eines nach Quellentypen und Entstehungszeit differenzierten repräsentativen Textkorpus einen Katalog sprachlicher Merkmale (Varianten) überprüft. Dabei gelang es, in der Dynamik von Variantenausbau, -reduzierung und -wechsel in zeitlicher Perspektive einzelne Stadien abzuheben. Erweist sich die erste Hälfte des 14. Jhs. als ein Zeitraum großer Variantenvielfalt, setzt ab der Jahrhundertmitte ein Normierungsprozeß (z. B. verbaler Einheitsplural *-et/-en* > *-en*; *ses* > *sos*) ein, der im 15. Jh. zu einem „festere[n] innerörtliche[n] Schreibusus“ (Peters 1996, 75) geführt hat. Diese relativ stabile Schreibkonvention kann als eine typisch nordniedersächsische gekennzeichnet werden, wobei in Hamburg offenbar konsequenter Verfahren worden ist als in dem für den Vereinheitlichungsprozeß immer wieder herausgestellten Lübeck.

chungsprozeß immer wieder herausgestellten Lübeck.

„Ein Vergleich der Variantenkombinationen Hamburgs und Lübecks im 15. Jh. führt zu der Beobachtung, daß das Lübsische in der Mitte des 15. Jhs. vermutlich in geringerem Maße vereinheitlicht war als das Nordniedersächsische in seinem Schreibzentrum Hamburg“ (Peters 1996, 80).

Die so erreichte Schreibkonvention hatte freilich nur einige Jahrzehnte Bestand; in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. begegnet wiederum eine größere „spätmittelniederdeutsche“ Variantenvielfalt, die in das 16. Jh. hinüber reicht und, wie Fischer (1988) aufgezeigt hat, von einer Vielzahl von Produktionsfaktoren (Spontaneität, Verhältnis von Aussteller und Adressat, Routine u. a.) abhängig ist. Das für das 16. Jh. belegte Spektrum von Varianten weist nicht zuletzt auf den Ausbau schriftlicher Kommunikationsformen und Textsorten (z. B. Privatbriefe) und die vermehrte Beteiligung der Stadtbevölkerung. Insofern ist der Befund einleuchtend, daß die Schriftsprache der Zeit „alles andere als ein homogenes Subsystem des Mittelniederdeutschen“ gewesen sei (Fischer 1988, 105). Immerhin zeichnet sich, bei aller Variabilität auch in einzelnen Texten, die „Tendenz einer zunehmenden orthographischen Konstant-schreibung“ ab, die aber aufgrund verstärkter hd. Einflüsse erneut „verunsichert“ wurde. Zu den hd. Spuren gehören die Graphie *sch* vor *l*, *m*, *n* und *w*, die Verwendung des Dehnungs-*h* und der zunehmende Gebrauch des Suffix *-lich* (Fischer 1988, 97 ff.). Mit dem sich anbahnenden Verlust der schriftlichen Verwendung (vgl. 3.) in amtlichen und offiziellen Zusammenhängen endet auch die Entwicklungsdynamik der nd. Schreibsprache für mehrere Jahrhunderte. Die seit dem 19. Jh. wieder aufgenommene Orthographiegeschichte steht in enger Verbindung mit der neuniederdeutschen Literaturgeschichte (Hinsch 1983, 189 ff.).

Zur Sprachgeschichte der Hansestadt Hamburg unter der Leitsprache „Niederdeutsch“ gehört neben der bereits angezeigten Vermehrung und Differenzierung der sprachlichen Mittel, der Entwicklung einer urbanen Schriftlichkeit, der Kennzeichnung sozialer Teilwelten und ihrer Funktionsträger die Integration zahlreicher Text- und Gesprächsmuster, die fortan zum städtischen Sprachwissen zählten und in ihrer Vielfalt differenzierte Handlungsbedarfe erschließen. Zu den schon genannten Regelungstexten (Stadtrechte, Burspraken, Zunftordnungen,

Kirchenordnungen, Zollbestimmungen, Kleiderordnungen) tritt eine Fülle weiterer Gebrauchstexte, die sich auch in der örtlichen Druckproduktion widerspiegelt. Kayser/Dehn (1968, 17ff.) unterscheiden zwischen 14 Sachgruppen bei den Hamburger Drucken des 16. Jhs. und betonen den innerstädtischen Verwendungszusammenhang:

„Sie [die Druckereien] haben aber den Bedarf der Bürger und des gemeinen Mannes in Hamburg und seiner Umgebung zu decken versucht und dabei in der Verbreitung besonders des niederdeutschen Schrifttums der verschiedensten Themen und Gebiete eine wichtige Rolle gespielt.“

In diesen Praxisrahmen gehört der Druck von Schulbüchern, oft lat.-nd. kombiniert und damit die Erstsprache berücksichtigend, z. B. das 1579 erschienene lat.-nd. Vocabularium *Vocabula rerum, in usum puerorum, qui eruduntur in Schola Hamburgensi*. Für die Kaufmannschaft wurden diverse Rechenbücher gedruckt, etwa die 1549 publizierte *Arithmetica dūdesch. Edder künstlike Rekeningne mit linien vnd Zyphren / vp allerley Kophandel [...]* des Achacius Dörinck. Als das älteste Hamburger Kochbuch erschien 1570 *Dat klene Kakeboeck / van sedende / brandende / vnd Kokenbackende [...]* (vgl. Brunzel 1994). Die verschiedenen Pestepidemien der Zeit, die auch Hamburg überzogen, fanden ihre Reaktion in einer speziellen Pestliteratur.

Beispielhaft sei als Vorsorge- und Therapieanleitung die *Nütte lere vnd vnderricht [...]* *Wo men sich in düssen geferlickten Steruendes lufften holden / vnde vor der giftigen Pestilentzischen sūcke bewaren schal [...]* genannt, welche der Arzt Sebastian Röder 1565 *Düsser löffliken stadt Hamborch* widmete; 1577 folgte eine zweite Auflage.

Zu den nd. Textsorten, die sich in der Hansezeit Hamburgs fest eingebürgert haben, gehört das Testament als Dokumentation eines einseitigen, widerrufbaren Rechtsgeschäftes. Seine soziale Funktion ergibt sich aus der stadtgewährten Gelegenheit, Vermögen ansammeln und frei darüber verfügen zu können; seinen urbanen Stellenwert und letztlich auch einen Grund für die Etablierung und Tradierung eines festen Dispositionsschemas erweisen die eigenständigen Artikel in der Folge der Stadtrechte, die mit *Von testamenten to settende* (1270) eröffnet wird. Die wegen der Rechtssicherheit der Verfügung vorgeschriebene Beteiligung zweier Ratsherren als Zeugen hat sicher zur Ausbildung eines textsortenbezogenen Formelvorrats beigetragen, wie Looses Edition (1970) erkennen läßt.

Zu den Formeln rechnen u. a. das Eingangsegment (*in Godes namen amen; in deme namen Godes amen; in nomine Domini amen*), die Deklaration der Handlung (*so sette ik unde schicke myn testamentum, so schickel sette ik myn testament, meum preordino ac dispono testamentum*), und der Zeugnennachweis (*in der jeghenwardicheyt der erliken heren [...]* *radmanne tho Hamborch*). Die Testamente sind zugleich ein Beispiel für die volkssprachliche Verselbständigung von Textsorten, wobei die Transferlösungen deutlich dem lat. Vorbild verpflichtet sind, das stückweise auch im 14. Jh. vereinzelt realisiert wird (vgl. die o. a. Beispiele).

Kayser/Dehn (1968, 18) sehen einen kausalen Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Hamburger Druckgewerbes im 16. Jh. und der Durchsetzung der Reformation vor Ort. Zurecht wird dabei auf deren bürgerliche Prägung hingewiesen; die Initiative ging von vor Ort ansässigen Bürgern aus, die in den Besitz von Lutherdrucken gelangt waren (1519). Die Auseinandersetzung mit dem Domkapitel endete stadintern 1528 zugunsten der Lutheraner; über die zeitgleich angestregte Klage des Kapitels vor dem Reichskammergericht gegen die Stadt, um die Wiedereinsetzung des Kapitels und der katholischen Geistlichen zu erreichen, wurde erst 1561 durch Vergleich entschieden (zu Einzelheiten Postel 1986; Reincke 1966). In den einzelnen Phasen der innerstädtischen Parteinahmen und Gruppenbildung, teilweise mit akuten Unruhen verbunden, spielten neben mündlichen Auseinandersetzungen (Kanzelpolemiken, Parteienstreit vor dem Rat) vor allem Druckschriften eine Rolle; hier ist zuvorderst die sogenannte Ketzerpresse zu nennen, „die den evangelischen Glauben in niederdeutscher Sprache in Norddeutschland verbreitete und ihm damit entscheidend in diesem Bereich zum Durchbruch verhalf“ (Kayser/Dehn 1968, 18). Daß Nd. zum tragenden Reformationsmedium in der ersten Hälfte des 16. Jhs. werden konnte, belegt ein weiteres Mal die gewachsene Selbstverständlichkeit und Polyfunktionalität dieser Sprache. Eine gewisse Stützung für ihren reformationsgerichteten Gebrauch mag daher rühren, daß Anfang der 20er Jahre Glaubensflüchtlinge aus den Niederlanden den lutherischen Glauben in Hamburg predigten. Entscheidend war, daß von den bürgerlichen Repräsentanten offensichtlich ganz gezielt im Umfeld Luthers nach einem Mann gesucht worden ist, der des Nd. mächtig war und da-

mit auch die Sprachkompetenz besaß, um an den Sprachbesitz der Bevölkerung anknüpfend, als Promotor in Norddeutschland erfolgreich zu wirken. Als dieser wurde Johannes Bugenhagen gefunden. Sein für Hamburg wirksamstes Arbeitsergebnis war *Der Erbarrenn Stadt Hamborch Christlike Ordeninge [...]* (1529), welche nicht nur ein Fundament in Glaubensangelegenheiten war, sondern die Organisation kirchlicher Aktivitäten bis hin zur Armenfürsorge und Gestaltung der Lehrpläne für die Jugend regelte und damit wirksamen Anteil an der Stadtentwicklung nahm (Wenn 1976). Die Dominanz des Nd. im Verwendungskontext tritt auch in zeitgenössischen Ereignisberichten zutage, die zwischen 1528 und 1532 von katholischen und evangelischen Vertretern verfaßt worden sind. Den Autoren ist ohne weiteres eine Mehrsprachigenkompetenz (einschließlich Lat.) zuzuerkennen, handelt es sich doch um studierte Juristen und Theologen; aber offensichtlich waren die stadtbezogene Retrospektive und Reflexion so eindeutig nd. dominiert, daß sich die Sprachwahl zwangsläufig ergab (zu Einzelheiten Jürgs 1997; vgl. auch Lasch 1918).

3. Der Umbau des urbanen Sprachkosmos im 16. und 17. Jahrhundert. Hochdeutsch als Ökonomiefaktor und Sozialindikator

3.1. Die Ursachen

Die im Verlauf der Hansegeschichte immer nur relativ gegebene Kohärenz zwischen den einzelnen Hansestädten verlor im 16. Jh. zunehmend an Substanz. Die Ursachen dafür sind vielfältig, in ihrer Wirkung sich verstärkend. Letztlich ist es ein Zusammentreffen politischer und ökonomischer Faktoren, welches den über lange Zeit selbstverständlichen hansischen Wahrnehmungsrahmen auflöste und Neuorientierungen für die künftige Existenz erforderte. Zu diesem Faktorenspektrum rechnen das Erstarken der europäischen Nationalstaaten (zum Nachteil hansischer Privilegien), der Ausbau von Handel und Handelsniederlassungen durch Niederländer und Engländer (z. B. die Handelsgesellschaft der *merchant adventurers*, seit 1569 Niederlassung in Hamburg) und nicht zuletzt das sich entwickelnde Wirtschaftspotential md. und obd. Städte wie Leipzig, Augsburg und Nürnberg. Für eine Handelszentrale wie Hamburg mußte das tiefgreifende Wirkungen haben, die Kommunikationsgrenzen des Nd.

zeichneten sich ab, das Hd. bot die modernen Beteiligungsmöglichkeiten (einschließlich der Korrespondenzen mit dem Reichskammergericht in Speyer).

In die Zeit dieser Umorientierung fällt eine deutliche Profilierung einzelner fremdsprachlicher Gruppen in der Stadtbevölkerung. Hierher gehören in erster Linie die Niederländer, denen Hamburg, nicht zu seinem Nachteil, gegen religiöse Verfolgung (Spanische Niederlande) eine Zuflucht bot und die bald das wirtschaftliche und kulturelle Leben mitbestimmten. Zeitweise sollen die Niederländer ein Fünftel der Gesamtbevölkerung ausgemacht haben (Lungagnini 1970, 6). „Das Niederländische muß im 17. und beginnenden 18. Jh. in Hamburg fast allgemein verstanden worden sein“ (Foerste 1936, 7). Wenn auch die strukturellen Unterschiede zwischen Nd. und Nl. geringer waren als gegenüber dem Hd. (zum Sprachbewußtsein der Fremdgemeinden Menke 1992, 290) kann nicht ausgeschlossen werden, daß die im Bezugszeitraum massiv auftretende Fremdsprache die sprachliche Fixiertheit auf Nd. zusätzlich verunsichert hat. Eine weitere zunächst relativ geschlossene Gruppe der Stadtbevölkerung bildeten portugiesische Juden (Sephardim).

3.2. Die Folgen

Die Umordnung des hamburgischen Sprachpotentials als Folge der angesprochenen Neubewertungen nahm mehrere Jahrhunderte ein und läßt sich nach einzelnen Stufen weitergliedern. Zuvorderst ist die stadtoffizielle Schriftlichkeit betroffen, zu unterscheiden nach Adressaten und Textsorten, was den pragmatischen Anlaß des Sprachenwechsels unterstreicht. Erste hd. Anteile begegnen im auswärtigen Schriftverkehr um 1530, seit 1565 war das Hochdeutsche für die stadtexterne Schriftkommunikation durchgesetzt. Stadtintern folgte die Wahl der neuen Schriftsprache mit deutlicher Verzögerung.

„Es ist augenscheinlich niemandem der Gedanke gekommen, dass innere und äussere Verwaltung sich der gleichen Amtssprache bedienen müssten. Der Rat macht, nachdem er in so kurzer Zeit die Sprache des Reichsverkehrs geändert, zunächst gar keine Anstalten in der Stadt das Nd. aufzugeben“ (Beese 1902, 15).

Zu Beginn des 17. Jhs. mehren sich auch stadintern die Zeichen des Schriftsprachenwechsels; 1603 wurde eine neue Stadtrechtsversion hd. fixiert, 1620 kann der Wechsel

auch in der stadtinternen Verwaltung als vollzogen gelten (zu Einzelheiten Gabriëlsson 1983). Eine solche Wechselstatistik darf nicht über den komplexen Prozeß hinwegtäuschen, dem die Stadtsprache unterworfen war („kein einheitliches Bild fortschreitender Entwicklung“; Lasch 1918, 7). Die unterschiedliche, sozial verteilte Sprachkompetenz bedingte, nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen, eine Koproduktion hd. und nd. Bücher. So begründete 1600 der Hamburger Drucker Hermann Moller die Bevorzugung des Nd. gegenüber dem Hd. mit dem Argument, daß sich ein großer Teil der Bevölkerung „*in sulcke frömde vthlendische sprake*“ nicht schicken könne (vgl. Lasch 1918, 3).

Der Schriftsprachenwechsel ist nicht nur hinsichtlich der Texte und Adressaten kein abrupter gewesen. Wie Gabriëlsson (1983, 126ff.) aufzeigt, lassen sich im Sprachgebrauch – als Konsequenz der Sprachaneignung – drei Phasen grundsätzlich unterscheiden, die vom Nd. „mit hochdeutschen Eindringlingen“ über ein intensives hd.-nd. Gemisch hin zum Hd. mit nd. Resten reichen. In der ersten Umstellungsphase sind es vor allem Partikeln, Konjunktionen und Präpositionen (dazu auch Lasch 1918, 8), die neben Verben die geänderte Situation präsentieren. Die zweite Phase kennzeichnet die Verwendung von Lexemen beider Sprachen nebeneinander, dazu eine Vielzahl von Interferenzen, vgl. *Zeller* ‘Teller’, *Schippfer* ‘Schiffer’ (Lasch 1918, 3). In der dritten Phase bleibt ein gewisser nd. Restbestand, insbesondere was Eigennamen, aber auch Partikeln und Präpositionen angeht (Reflex auf die gesprochene Sprache; Möhn 1973, 123). Einige orthographische Wechselwirkungen (z. B. Einfluß hd. Schreibungen auf die Verschriftlichung des Nd.) hat Lasch (1918, 11ff.) im einzelnen nachgewiesen.

Für die weitere Sprachgeschichte der Stadt sind das 16. und 17. Jh. besonders wirksam. Was mit dem Wechsel der Schriftsprache begann, setzte sich für die Sprechsprache, ungleich langwieriger und verwickelter, fort. Die Koexistenz von Hd. und Nd. blieb bis in die unmittelbare Gegenwart folgenreich, sie ist ursächlich für die Ausbildung eines hamburgischen Substandards (vgl. 6.). Im Bezugszeitraum war eine in der Konsequenz innerstädtischer Ausgleichsprozesse liegende Entwicklung zugunsten des Nd. nicht mehr möglich. Das gilt für die geschriebene wie für die gesprochene Sprache. Stattdessen wurde die regionale und soziale Differenzierung, zu-

mindest zunächst, eher gefördert. Was sich später in den Resultaten stadtgeographischer Sprachanalysen genauer darstellt (s. u.), wird schon früh registriert. Richey (1755, XXXII) weist in seinem *Idioticon* auf die Heterogenität

„vornehmlich in einem grossen Handels-Orte, wohin das weitläufftige Gewerbe alle Tage Menschen aus allerhand Gegenden ziehet, die mit ihrer mitgebrachten Sprache die einheimische immerfort durchspicken und verändern“,

hin. Lasch (1918, 7) resümiert, daß naturgemäß Plattdeutsch nicht nur in den verschiedenen Gesellschaftsklassen sondern auch in verschiedenen Stadtteilen ungleich sei (dazu auch Möhn 1983 a, 160).

Die Übernahme einer hd. Sprechsprache war zunächst ein Indiz der Zugehörigkeit zu höheren Schichten in der Stadt. Auf diese Weise entstand eine sozial markierte Zweisprachigkeit, während insgesamt im Alltag lange Zeit das Nd. vorherrschend blieb. Dafür ist eine Vielzahl von Zeugnissen überliefert. So stammt aus dem Jahre 1533 die Feststellung, daß „*tho Hamborch ... vele manne, frouwen vnd iunckfrouwen befunden werden, de de hochdüdesche sprake wedder lesen noch vorstan können*“ (Gabriëlsson 1932/33, 20). Die soziale Markiertheit der innerstädtischen Zweisprachigkeit und wiederum ihre pragmatischen Ursachen („Zweckmäßigkeitgründe“) erhellt der Tatbestand, daß Hamburger Patrizier seit dem Beginn des 17. Jhs. ihre Söhne zur Ausbildung nach Leipzig schickten, „wegen der Sprache halber“ (Gabriëlsson 1983, 125).

Als Folge intensiver hd.-nd. Sprachkontakte bürgert sich in Hamburg als Sprachbezeichnung der Ausdruck *Missingsch* ein. Zugrunde liegt „Meißnisch“ als hd. Sprachkennung, tatsächlich werden mit „Missingsch“ höchst unterschiedliche Einflußformen des Hd. markiert, die sich an Intensität und grammatischem Inventar trennen lassen. Während zu Beginn des Sprachkontakts wohl das Nd. den Sprachgebrauch beherrschte, bei einzelnen hd. Einflüssen, hat sich in der Geschichte der Mischsprache das Mischungs-, Interferenzverhältnis immer mehr zugunsten des Hd. verschoben (zur Typik Scheel 1963). Letzte Entwicklungsmanifestation ist der hamburgische Substandard (vgl. 6.).

Neben der hd.-nd. Koexistenz hat, wenn auch in deutlich geringerem Umfang, die nl. Gemeinde der Zeit ihre Sprachspuren in die Stadtsprache eingebracht:

„Was haben nicht ehemals die vertriebenen Brabanter für eine Menge Wörter in unsere Sprache hingeföhret, die darin, so wie sie selber in der Stadt, allmählig das Bürger-Recht gewonnen“ (Richey 1755, XXXII).

Foerste (1936, 8ff.) bietet eine entsprechende Übersicht nach Sachgruppen.

4. Sprachreflexionen in Hamburg und zum Hamburgischen im 17. und 18. Jahrhundert

Die metasprachlichen Aktivitäten des 17. Jhs. erschließen sich intensiv in der Institution der Sprachgesellschaften. Ihre deklarierten Ziele der Sprachkultivierung in theoretischer Auseinandersetzung und praktischer Teilhabe fanden überall dort Resonanz und Nachahmung, wo sich unterdessen ein bildungsbürgerliches Potential entwickelt hatte. Polenz (1994, 116) hebt als Rahmen die allgemeine Sozietätsbewegung des 17. Jhs. heraus, die sich nicht zuletzt in urbanen Zusammenhängen entfalten konnte. Hamburg bot hierfür zunehmend, in seiner Qualität als freie Reichsstadt, geeignete Voraussetzungen. Die Historiker attestieren ein „allgemeine[s] hamburgische[s] Selbstverständnis“ für das 17. Jh. (Loose 1982, 345f.) und ein „politisch selbstverantwortliches, ökonomisch selbstbewußtes und kulturell selbständiges Bürgertum“ (Kopitzsch 1982, 352) für das 18. Jh. Aus der Vielzahl sprachbezogener Aktivitäten der Zeit seien die Gründung der *Teutsch gesinnten Genossenschaft* (1643) durch Philipp von Zesen (1619–1689) erwähnt und vor allem die Arbeiten von Michael Richey. Sozietätsindikatoren der urbanen Aufklärungsbemühungen sind akademische Zirkel; ein erster Zusammenschluß war die *Teutsch-übende Gesellschaft*, 1715 gegründet, der neben Professoren wie Richey auch Barthold Heinrich Brockes angehörte.

„Diese [die Gesellschaft] hatte das Glück und den Vortheil, daß sie von Anbeginn aus Männern von unterschiedenen Nationen bestund, deren Beyträge und Urtheile, in Sachen, den Ursprung und die Rechtschreibung der Wörter betreffend, billiger massen angenommen, erwogen, und zum gewissen Nutzen in der Wahl und Bestätigung des besten angewendet wurden“ (Richey 1755, XII).

1723 etablierte sich als Promotor und Protektor urbaner Aufklärung die *Patriotische Gesellschaft*, der wiederum Richey, Brockes, des weiteren führende Persönlichkeiten der Stadt, wie der Senatssyndicus Klefeker, angehörten.

In einem solchen Umfeld bürgerlich-gelehrter Tätigkeit konzipierte Richey sein *Idioticon Hambvrgense sive Glossarium vocvm Saxonicarvm quae popvlari nostra dialecto Hambvrgi maxime frequentantvr* (1743), dessen 2. Auflage, deutlich ausgebaut, 1755 erschien. Die in der ausführlichen Vorrede ausgebreitete Programmatik ist komplex. Auch Provincial-Lexica könnten einen Beitrag dazu leisten, was man „als gut Teutsch“ in die beste Mund-Art aufzunehmen habe; Stammwörter seien im Norden „reiner und unvermischer“ aufzufinden; für „Erläuterung der Geschichte, und Verständniß der Urkunden“ liefere ein *Idioticon* den Schlüssel; schließlich sei ein gelehrter Forscher verpflichtet, bei seiner Beschäftigung mit der Haupt-Sprache „auf alle gegenwärtige Mund-Arten“ zu sehen und sie sich zunutze zu machen (Richey 1755, Vorrede). Hinter alledem steckt ein gutes Stück Patriotismus; auch die Herausgabe eines Wörterbuchs gehörte zu den „Pflichten eines rechtschaffenen Patrioten“, ist Bestandteil der Bemühungen, „dem Vaterlande zu dienen, wenn es auch nur in Erläuterung seiner Sprache seyn sollte“ (Richey 1755, Zugschrift). Das *Idioticon Hambvrgense* ist nicht nur Zeugnis metasprachlicher Aktivität, es überliefert auch, neben dem Wortbestand der Zeit, Momentaufnahmen zur oben angesprochenen Kontaktgeschichte von Hd. und Nd. und zu den sozialen Markierungen innerhalb des Nd. So wird etwa zwischen platten „dem Land-Volcke eigen“ und feinen Anteilen der Landessprache unterschieden; schließlich fehlt nicht der Hinweis, daß die Mund-Art von Tage zu Tage abnehme,

„indem das Hoch-Teutsche schon längst nicht allein in öffentlichen Handlungen und Schriften, sondern auch in gemeinen Umgange dergestalt Besitz genommen, daß auch der Bauer selbst mit einem halb-Hoch-Teutschen Worte sich schon vornehm düncket“ (Richey 1755, Vorrede).

Die sprachproduktiven Resultate jener stadt-bürgerlichen Zusammenschlüsse (s. o.) blieben keineswegs auf die Wörterbuchedition beschränkt. Zumindest auf zwei Konsequenzen, die sich nicht nur stadtintern auswirkten, aber durchaus stadteigene Ursachen und Merkmale zeigen, soll hier hingewiesen werden. Die eine betrifft die Geschichte der Casualyrik, deren Programm durch Martin Opitz in seinem *Buch von der deutschen Poeterey* (1624) vorgegeben worden war. In Hamburg wurden die Gelegenheitscarmina, wie in anderen Städten, Bestandteil der Stadtkom-

munikation; die Anzahl der Beiträger ist ansehnlich, zu ihnen gehören Brockes und Richey. Die von Fuchs (1994) für Bremen ausgemachten beteiligten Sozialkategorien (Ratsherren und Bürgermeister, Gelehrte, Handelsherren) lassen sich ebenso auf Hamburg übertragen wie die Nutzung der nd. Sprache, was wiederum die Zweisprachigkeit der Adressaten belegt. Daß Brockes nicht nur in der Tradition der Casuallyrik wirkte, sondern mit seinem Monumentalwerk *Irdisches Vergnügen in Gott* zur Fortbildung der deutschen Literatursprache beitrug, sei hier nur angemerkt (zu Einzelheiten Loose 1980). Dabei lassen sich Ortsbezug und Ortslob des Dichterratsherrn allenthalben auffinden. Seine Wirkung geht aus der Kritik Gottscheds an der Leserschaft:

„Matronen, unstudierte[] Bürger[] und Landsleute[]“ ebenso hervor wie aus dem Befund, daß er vor allem geschrieben habe „für jene in sich sehr differenten städtischen Schichten und Gruppen, welche sich in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft als eigenständige Gruppierung einzuschätzen begannen“ (Ketelsen 1977, 47).

Die zweite angesprochene Konsequenz stadtbürgerlicher Aufklärungs- und Bildungsarbeit, zugleich Ausweis einer sich entwickelnden Pressestadt, war die von der *Patriotischen Gesellschaft* herausgegebene moralische Wochenschrift *Der Patriot*.

Die erste Ausgabe erschien am 5. Januar 1724; in den vier Jahren ihres Bestehens erreichte die Zeitschrift bis zu 5000 Exemplare pro Ausgabe. Ihre Programmatik ist die Verkündung stadtbürgerlicher Tugenden; als weit über das Hamburger Gebiet hinaus wirkendes Medium wurde sie zum Träger und Verstärker eines Tugendvokabulars, welches als Ausdruck der Vernunft in zahlreichen Exempeln und Textformen entfaltet wurde. Schon die erste Nummer formuliert als Ziel, „daß die bey meinen Mit-Bürgern, insonderheit den Teutschen, und unter denen bey unsern Hamburgern, eingewurzelte Irrthümer, Mißbräuche und übele Gewohnheiten, wo nicht ausgeräutet, wenigstens nach ihrer lächerlichen oder gefährlichen Wirkung vor Augen gestellet, werden mögen“. Dabei sollen die Leser „auf keine verdrießliche, sondern angenehme, Ahrt“ durch den Tugend-Weg geführt werden.

Deutschlands bedeutendste Wochenschrift dieses Genres ist nicht nur als Multiplikator des aufklärerischen Tugendvokabulars erwähnenswert; dank ihrer Programmatik gab sie den Anstoß für einen medial (Gegenschriften) geführten innerstädtischen Diskurs über die Qualitäten dieses Programms. Dabei

wurde, von Diskussionsbeiträgern in fiktiven Dialogen auch Nd. verwendet, um die Distanz der potentiellen Adressaten zum *Patrioten* zu signalisieren und damit seine Weltfremdheit, etwa wenn die Einrichtung einer höheren Unterrichtsanstalt für Töchter propagiert wurde. Zu den Gegenschriften zählt der *Kindertreck-Discours, äver den Patrioten, In good Plattdütsch Geholden, Van acht Mademes, un ene Wartsfru*, Hamburg 1724.

Ausschnitt:

Ance. *Patriot, Patriot, nu wil ick et wol beholen. Man wat is Patriot vor en Deert? Is et en Papagoy oder süs wat?*

Maturia. *Ne, he is en Minsch. Un wiel he meent, de Lüde in Hamborg sünd Veh, so wil he se to Minschen macken.*

Pomponia. *So wart he Diogenes wat schlachten. Da heff ick wol eher van hört, dat he an hellen Dage mit ener Luchte is herumgegan und hefft Minschen gesögt.*

Fannia. *Dat segt he ock in sinen ersten Nummer.*

Corella. *He gifft jo vör, dat he bi de Minschen-Freters wesen is. Wunder, dat de en nich all lang verteert hefft.*

Fannia. *Se mägt en wol vör denen Minschen ansehen hebben. Süs harden se [em] wol nicht lopen laten.*

(Zu Einzelheiten Holstein 1883).

5. Fortschreitende Zweisprachigkeit in der Stadt. Zunehmende Funktionsdifferenzierung von Hochdeutsch und Niederdeutsch im 18. und 19. Jahrhundert

Das 18. und 19. Jh. haben, bei mancherlei temporären Hindernissen, zur Ausbildung einer städtischen-hanseatischen Identität, welche sich im 18. Jh. als „patriotisch“ (vgl. 4.) verstand, entschieden beigetragen. Die französische Besatzung zu Beginn des 19. Jhs., der große Brand 1842, die Auseinandersetzungen mit Preußen über die Integration der Hansestadt – um nur einige stadtdiesgeschichtlich einschlägige Ereignisse zu nennen – konnten das Bewußtsein hamburgischer Souveränität nicht verdrängen. 1869 brachte dies einer der führenden politischen Vertreter Hamburgs auf den Punkt:

„Wir verhehlen es nicht: wir wollen Hamburger bleiben, wir wehren uns mit Kopf und Fuß gegen die immer näher rückende Gefahr, denn was ist denn das ganze Wesen, welches Berlin erzeugt, anderes als eine allmähliche Aussaugung“ (Böhm 1982, 501).

Merkmale wie Zentrum des Welthandels, Spezialisierung in Ex- und Import, Verdoppelung der Bevölkerung zwischen 1806 und 1860, massive Industrialisierung in der Gründerzeit (zu Einzelheiten Ahrens 1982 und Böhm 1982) lassen auf Prozesse der sprachlichen Differenzierung und Vermehrung (Fachsprachen, Sondersprachen, Stadtteilsprachen) schließen, wie sie unterdessen in der Sprachgeschichtsschreibung für das 19. Jh. immer deutlicher wahrgenommen werden (z. B. Klenk 1997). Die Besonderheiten einer hamburgischen Sprachentwicklung liegen in der fortdauernden Koexistenz von Hochdeutsch und Plattdeutsch. Für die vorausgehenden Jahrhunderte können deutliche Spuren einer sozialen Stigmatisierung monosprachlicher (d. h. ausschließlich nd.) Kompetenz aufgezeigt werden; das gilt etwa für das Personeninventar der lokalbezogenen Barockoper, in denen Kleinhändler und Hauspersonal ausschließlich nd. sprechen.

Ausschnitt aus *Die Hamburger Schlachtzeit / Oder Der Mißgelungene Betrug / In einem Singe-Spiel auf dem Hamburgischen Schau-Platze Aufgeführt* (1725):

(Der Hopfen-Marckt mit allerhand Buden.)

Gretje, Claaß, ein Fisch-Händler.

Gretje. *Dee Oss isß dood, hee waß nich allto klein,
See maackt upsteeds dee Pantzen rein,
Vörn Awend kaamt de Gäst, un wilt den Dooden sehn;
K'schall naa den Hoppen-Marckte loopen,
Un lemdge Karpen koopen.*

(Zu Claaß.)

Glück too! wo düer dit Stück?

Claaß. *Een Maarck,*
Gretje. *Dat isß to veel;*
Acht Schilling weeren noog;
Claas. *Laat my de Karpen stahn!*
Gretje. *Ick geewe ju de tein;*
Class. *Jy kömmt man wyder gahn!*

(dazu Schütze 1794, 154)

Im 19. Jh. begegnen Zeugnisse für eine mehrere Schichten auszeichnende, zugleich funktional differenzierte hd.-nd. Mehrsprachigkeit, die vorher doch deutlich begrenzt war. Aus dem Jahre 1760 stammt die Beobachtung, daß Plattdeutsch zwar in den Familien gesprochen werde, aber in großen Gesellschaften allein zum Scherz und im geschlossenen Kreise; für 1803 wird überliefert, daß Plattdeutsch aus den superfeinen Gesellschaften beinahe völlig verbannt sei, selbst der geringste Pöbel nicht nur ohne Ausnahme das Hd. verstehe, sondern es teilweise auch spreche oder sich zumindest bemühe, es zu spre-

chen (Lasch 1918, 4, mit weiteren Beispielen für die mehrsprachige Praxis). Die sprachliche Umordnung ist gewiß keine plötzlich durchgreifende, sondern eine allmähliche gewesen. Nur so erklärt es sich, daß in einer Gerichtsverhandlung des Jahres 1888 ein angeklagter Ewerführer zu Protokoll geben mußte: „*Meine Herrens, se möt entschuldigen, opp hochdeutsch kann ick mi nich verdeffendern, ick mutt woll plattdütsch snacken*“ (Möhn 1983 a, 174). Andererseits ist von dem Straßenhändler Weber (1790–1854), der Bürsten und geräucherte Aale („Aalweber“) verkaufte, bezeugt, daß er die Sprache je nach Adressat wechseln konnte:

Zu einem jungen Mann:

„*Door hest'n Bost, Jan, segg ok Dank gah na Huus un putz dien Stebel blank!*“

Zu einer Köksch:

„*Mein lüttje Madamm, Ihr Kaufen ehrt mich sehr, woll'n Sie nich noch'n büschen mehr?*“

Zu einer Dame:

„*Gnädige Frau, 'n Besen zum Fegen woll'n Sie haben?*“

Da ist er! Nu tun sie Ihre Augen dran laben!“

(Möhn 1978, 3)

Ein bemerkenswertes Zeugnis der zeitgenössischen Sprachmischungen zwischen Nd. und Hd. sind die sogenannten Jungfer-Nichten-Briefe. Von sprachseismographischer Qualität und nicht ohne eine gewisse Geringschätzung gegenüber dem Phänomen ermöglichen die Texte einen Zugang zu jener historischen Sprachform, „welche sich in der halbplatten, halbhochdeutschen Redeweise der Hamburgischen wohlhabenden Mittel-stands-Classen, der eigentlichen Spießbürger, offenbarte“ (Beneke 1805, 5).

Ausschnitt aus den Briefen:

Ja, nu komm ich ganz von meine Hauptsache von, warum ich dies Schreibent verfaße. Liebe Mieckschen! es isß mich doch lieb, daß ich es Sie nicht selbsten verzälen muß. Denn ich schame mir doch ein bischen. Nun will ichs aber von Anfang an verzälen, und ganz so, wie es sich in die Wahrheit verholt.

Daß die nächste Generation (1847), mit der Sprachform der Briefe konfrontiert, bereits von einer untergehenden Sprechweise ausging, von der einiges noch bei „älteren Näherpersonen“ vorkomme (Beneke 1805, 6), bestätigt durchaus die behauptete sozial differenzierte Entwicklung. Wenn es auch nicht unproblematisch ist, hamburgische Milieuschichten als Sprachzeugen zu wählen, soll Wilhelm Poecks Band *Von Hamburger Herr-*

schaften, Kökschen und Kindern (1910) genutzt werden, um weitere Stadien der Entwicklung und ihre Konsequenzen am Jahrhundertende zu belegen. In der Erzählung *Hertha auf dem Kasperabend*, gehören zu dem Personeninventar neben der Titelgeberin (aus gutbürgerlichem Hause) auch das Dienstmädchen Grete und der Milchausträgerjunge Max. Während Hertha mit einem sehr guten Hochdeutsch ausgestattet ist, spricht der Junge Missingsch:

„*‘Hat dir ein mit’n Stein geschmissen?’*, fragte Max teilnehmend, als er Hertha klagend und zagend am Gitter des väterlichen Hauses vorfand. *‘Anders sag’ mich das man, denn verhav’ ich ihm, wenn es nich einer von die ganz großen Jungs is.*“ (Poeck 1910, 111).

Aufschluß über die am Ende des 19. Jhs. fortgeschrittene, situativ geregelte Restriktion des sprechsprachlichen Gebrauchs von Hd., Missingsch und Nd. erlauben auch die überlieferten Texte der althamburgischen Kasperspiele. Dank ihrer stadtöffentlichen Relevanz (Möhn 1995) und der damit verknüpften alltäglichen Überprüfung durch das stadtkundige Publikum (Abgleich mit der städtischen Sprachwirklichkeit) kann ihnen ein hoher Authentizitätsgrad zugeschrieben werden. In den Rollenspielen wird das stadtinterne Inventar an Sprachvarietäten voll ausgeschöpft, namentlich durch die dominante Kasperfigur, z. B. in dem Stück *Kasper als Arzt*.

Ausschnitt:

Herr: *Sie hat immer Hitze und Frost.*

Kasper: *Also Hitze hat se, sagt se, hat se. Na, das wollen wir schon kriegen. Hol’n Sie mal von die Apotheke ’n halb Pfund Kremitarti und denn müssen Sie ihr ein Klapperbeinsches Mogenpflaster auf den Buk legen. Denn wird ihr schon besser werden. – Bitte um drei Mark für meine Bemühungen.*

[...]

Bauer: *Un denn will se keen Melk geben.*

Kasper: *Wat? De Koh will keen Melk geben? Dascho’n ganz osige Koh: Denn is de Koh woll gor keen Koh. Denn is de Koh woll’n Bull’n.*

Bauer: *Ne, dat is en ganz gewöhnliche Kauh.*

Kasper: *Also en ganz gewöhnliche Koh? Wenn de Koh ober keen Melk geben will, denn hört Er ja, denn is das keine Koh, denn is das ein Bulle. – Nun hör’ Er man zu.*

(Rabe 1924, 187)

Die Stigmatisierung des Berlinischen in den Kasperstücken, etwa durch die Figur des Pieseke, hängt gewiß mit der oben angesprochenen politischen Expansion Preußens zusammen, die sich auch im Sprachalltag Hamburgs offenbarte (in ähnlicher Beobachtung Beneke 1805, 15). Zu den Domänen, in denen

vorwiegend Nd. im Lauf des 19. Jhs. gesprochen wurde, zählte die Sprache der Kinder und Jugendlichen, was erhebliche Probleme für den auf das Hd. zielenden Sprachunterricht der Schulen entstehen ließ. Vor diesem Hintergrund erklärt sich der Beschluß der 7. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung (1855) in Hamburg, wonach der Dialekt der Schüler bei dem vorbereitenden Sprachunterricht zu berücksichtigen sei (zu Einzelheiten der Problematik Möhn 1983 b). In den selben Zusammenhang gehört die nd. Versprachlichung von Spielen hamburgischer Jugendlicher, so war etwa *Klippball*, ein Schlagballspiel, in seinen Regularien durchgängig plattdeutsch formuliert; hierher: *Binnenslegers* ‘Schlagpartei’, *Butenlöpers* ‘Gegenpartei’, *Mannkiker*, *Sünnenkrüper* ‘guter Schlag’, *Kröpselach*, *Schietslach* ‘schlechter Schlag’ (weitere Belege im Archiv des Hamburgischen Wörterbuchs). Von anderer Qualität, aber ebenfalls mit nd. Grundlage, ist die Sprache der Hamburger Ketelklopper (Ketelbobbys), also derjenigen, die in den Kesseln der Dampfschiffe den Kesselstein abzuschlagen hatten. Hier werden neue Funktionen des Nd. in einer industrialisierten Umwelt sichtbar, die sondersprachlichen Züge dieser Berufsgemeinschaft (Laut- und Silbenmetathese nd. Vokabulars) weisen auf die ausgeprägte Einheit ihrer Mitglieder hin (Möhn 1984).

6. Hamburg im 20. Jahrhundert. Stadt zahlreicher Teilsprachen und mit hochdeutschem Substandard

Schon die ökonomische und soziotopographische Charakteristik der Stadt mit ihren sieben Stadtbezirken und mehr als 1,5 Millionen Einwohnern läßt ahnen, welche Schwierigkeiten einer Beschreibung der gegenwärtigen städtischen Sprachpraxis entgegenstehen. Diese Hindernisse teilt Hamburg mit vielen Großstädten Deutschlands und der Welt. Versteht man unter „Hamburgisch“ heute die Sprachmenge nach Struktur, Gebrauch und Bevölkerungskompetenz, die auf Hamburger Staatsgebiet begegnet, eröffnet sich unschwer seine Fülle an präsenten Sprachen und Varietäten. Die Gesamtheit aller sprachlichen Mittel steht für die Vielzahl und die Differenzierung sprachgebundener, sprachbegleiteter sozialer Handlungen in der Stadt und ließe sich in einem Diasystem städtischer Teilsprachen weiter gliedern. Für die einzelnen Bewohner wäre ein derartiges Sprachstrukturat die Ma-

nifestation städtischer Mehrsprachigkeit, an der sie jeweils in Konsequenz ihrer sozialen Möglichkeiten und Auswahlentscheidungen partizipieren. In diesen Lebenszusammenhang gehören Familie, Arbeitsplatz, Institutionsnutzung, Vereinsmitgliedschaften ebenso wie einzelne Feste im Jahresrhythmus (Dom, Alstervergnügen u. a.). Einige Untersuchungen und Dokumentationen etwa zur Sprache einer Berufsgruppe (z. B. Goltz 1984) oder zum Ereignis des Fischmarktes (Naused 1965) haben unterdessen zur Kenntnis der Sprachenvielfalt beigetragen.

Mit dem allgemeinen Prozeß der Verstärkung menschlichen Zusammenlebens (dazu Saunders 1987) hat die schon mehrfach berührte Frage des städtischen Selbstverständnisses (vgl. 4. und 5.) keineswegs an Aktualität verloren, vielmehr scheint sie als Gegenstand von Fremd- und Eigenorientierung (Heterostereotyp und Autostereotyp), im Sinne der Identitätsgewinnung eher bedeutsamer geworden zu sein. Hier erhält der sprachlich besetzte Begriff „Hamburgisch“ eine gänzlich andere Füllung als die oben genannte, sind doch jetzt die Spezifika hamburgischen Sprachhandelns gefragt, eine Fragestellung, der schon Richey (1755) gefolgt war. Bei einer solchen Begriffsfüllung kommt der ortsrealisierten Kontaktgeschichte von Hd. und Nd. höchste Aufmerksamkeit zu. Zwar sind die in der dialektgeographischen Tradition des 19. Jhs. erhobenen lokalgeographischen Differenzierungen (z. B. Kloeke 1913; Larsson 1917) des Nd. (vgl. dazu auch die Ortskennungen in den Lieferungen des Hamburgischen Wörterbuchs) in den jüngeren Generationen weniger wahrnehmbar, zwar ist der Anteil der Plattdeutschsprecher an der Gesamtbevölkerung immer mehr zurückgegangen (vgl. Heinsohn 1963; zur Getas-Umfrage Stellmacher 1987), dennoch zeigt das Nd. in der Sprachgeschichte Hamburgs deutliche Wirkungen. Gemeint sind einzelne Sprechmerkmale, die von in Hamburg Gebürtigen und lange Zeit Wohnenden beim Gebrauch des Hd. verwendet werden. Dabei handelt es sich um eine bestimmte Teilmenge phonetischer, morphologischer, lexikalischer und syntaktischer Relevanz, wobei dem phonetischen Inventar besondere Beachtung geschenkt worden ist. Letztlich hat A. Lasch (1918), die Geschichte des Nnd. in Hamburg aufarbeitend, bereits auf die wesentlichen phonetischen Phänomene hingewiesen, die offensichtlich beim Ablöseprozeß in den sprechsprachlichen Gebrauch des Hd. über-

nommen worden sind. Hierzu gehören die Lenisierung von Doppelkonsonanten, vgl. *Bodder, kladdern, treggen, widde*, der Dentalausfall zwischen Vokalen *gôðn* (aus *goden*), die Spirantisierung von *g* im Auslaut sowie diverse Diphthongierungsphänomene. Wichtig ist dabei der Hinweis auf vergleichbare Entwicklungen in benachbarten nrd. Mundarten (z. B. Lasch 1918, 7), demnach muß die unlängst aufgeworfene Frage nach dem Anteil Hamburgs an der „Herausbildung einer allgemein-norddeutschen ‘Umgangssprache’“ (Auer 1998, 179) entsprechend gewichtet werden.

„Die Ausländer behaupten, daß man einen Hamburger an seiner Aussprache durchaus nicht verkennen könnte [...]. Das E geht in mancher Munde fast in Ei über, das O dagegen klingt beinahe wie Au, und Oe wie Oi. [...] Mit der allgemeinen Einführung und Aufnahme der hochdeutschen Mundart hat man sich zwar an die Rechtschreibung gewöhnt, aber die Aussprache beibehalten [...]“ (Pabel 1996, 17f.).

In dieser Sprachcharakteristik aus dem 19. Jh. sind wichtige Merkmale des sprechsprachlichen Hd. benannt, die später z. B. M. Lasch (1989) und Auer (1998) in Einzeluntersuchungen weiter verfolgt haben. In gleicher Richtung waren einzelne Arbeitsgruppen aus dem Seminar Möhn/Schröder zur Hamburger Stadtsprache (Sommersemester 1998) mit empirischen Erhebungen aktiv. Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß in der Tat für einen Ausschnitt der länger in Hamburg ansässigen Bevölkerung ein hd. Substandard nachzuweisen ist. Dabei ergeben sich für die Verbreitung einzelner Variablen deutliche (generationsabhängige?) Unterschiede. Während [e:] anstelle des standard-sprachlichen [ɛ:], z. B. in [ke:zə] ‘Käse’ relativ durchgängig ist, ebenso wie die Spirantisierung des auslautenden [g] zu [x] bzw. [ç] z. B. in [za:x] ‘sag’, [wɛç] ‘weg’, gibt es deutliche Ausfallerscheinungen bei der Aussprache von *s* vor *p* und *t*. Hier hat sich die standard-sprachliche Aussprache stärker durchgesetzt (mit vergleichbaren Ergebnissen Lasch 1989 und Auer 1998). Letztlich ist auch bei der Durchsetzung des Hd. als urbane Leitsprache das lange Zeit die Stadtkommunikation Hamburgs bestimmende Nd. wahrnehmbar geblieben und trägt heute mit seinen Spuren zur Sprachprofilierung der Stadt bei.

7. Literatur (in Auswahl)

Ahrens, Gerhard, Von der Franzosenzeit bis zur Verabschiedung der neuen Verfassung. 1806–1860. In: Hamburg 1982, 415–490.

- Auer, Peter, *Hamburger Phonologie. Eine variationslinguistische Skizze zur Stadtsprache der Hansestadt heute*. In: ZDL 65, 1998, 179–197.
- Bach, Adolf, *Geschichte der deutschen Sprache*. 9., durchges. Aufl. Heidelberg 1970.
- Bahrdt, Hans Paul, *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. Reinbek bei Hamburg 1961. (rde 127).
- Beese, Wilhelm, *Die neuhochdeutsche Schriftsprache in Hamburg während des 16. und 17. Jhs*. Kiel 1902. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht über die Realschule in Kiel).
- Beneke, Ferdinand, *Jungfer-Nichten-Briefe aus Hamburg*. 1805. Hrsg. vom Verein für Hamburgische Geschichte. Hamburg 1974. (Vorträge und Aufsätze 20).
- Böhm, Ekkehard, *Der Weg ins Deutsche Reich*. 1860–1888. In: Hamburg 1982, 491–539.
- Bolland, Jürgen (Bearb.), *Hamburgische Bursprachen 1346–1594*. Mit Nachträgen bis 1699. Bd. 1–2. Hamburg 1960. (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg 6. 1–2).
- Bracker, Jörgen, *Hamburg. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Wendemarken einer Stadtgeschichte. 3., überarb. und erg. Aufl. Hamburg 1992.
- Brunzel, Nicole, „Dat klene Kakeboeck ...“. Eine Untersuchung zur mittelniederdeutschen Fachprosa. Mag. (masch.) Hamburg 1994.
- Dittmar, Norbert/Peter Schlobinski, *Forschungsergebnisse aus dem Projekt „Stadtsprache Berlin“*. In: Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart. Hrsg. v. Norbert Dittmar/Peter Schlobinski. Berlin 1988, 41–81. (Wissenschaft und Stadt 5).
- Eggers, Hans, *Deutsche Sprachgeschichte*. Bd. 1–2. Überarb. und erg. Neuauf. Reinbek bei Hamburg 1986. (Rowohlt Enzyklopädie 425–426).
- Fischer, Christian, *Untersuchungen zur Stadtsprache Hamburgs im 16. Jh*. Mag. (masch.) Hamburg 1988.
- Foerste, William, *Etwas über den Einfluß des Niederländischen auf das Hamburgische*. In: Das Hamburger Wörterbuch. Weihnachtsgabe für die Mitarbeiter und Freunde des Hamburger Wörterbuches. [Hamburg 1936], 6–10.
- Fuchs, Juliane, *HimmelFell und Glückes Schutz*. Studien zu Bremer Hochzeitsgedichten des 17. Jhs. Frankfurt/M. etc. 1994. (Helicon 16).
- Gabrielsson, Artur, *Das Eindringen der hochdeutschen Sprache in die Schulen Niederdeutschlands im 16. und 17. Jh*. In: NdJb. 58/59, 1932/33, 1–79.
- Ders., *Die Verdrängung der mittelniederdeutschen durch die neuhochdeutsche Schriftsprache*. In: Handbuch 1983, 119–153.
- Gabrielsson, Peter, *Die Zeit der Hanse*. 1300–1517. In: Hamburg 1982, 101–190.
- Goltz, Reinhard, *Die Sprache der Finkenwerder Fischer*. Die Finkenwerder Hochseefischerei. Studien zur Entwicklung eines Fachwortschatzes. Hrsg. vom Altonaer Museum in Hamburg. Herford 1984.
- [Hamburg =] *Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner*. Hrsg. Werner Jochmann/Hans-Dieter Loose. Bd. 1. Hamburg 1982.
- Hamburgisches Wörterbuch*. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch hrsg. v. Hans Kuhn/Ulrich Pretzel. Fortgef. v. Jürgen Meier/Dieter Möhn. Neumünster 1985ff.
- [Handbuch =] *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*. Hrsg. v. Gerhard Cordes/Dieter Möhn. Berlin 1983.
- Heinsohn, Wilhelm, *Die Verbreitung der plattdeutschen Sprache unter der Bevölkerung Hamburgs*. In: KVndSpr. 70, 1963, 22–25 u. 35–38.
- Hinsch, Gerhard, *Schreibung des Niederdeutschen*. In: Handbuch 1983, 182–205.
- Holstein, H., *Eine niederdeutsche Spottschrift auf den Hamburger Patrioten von 1724*. In: NdJb. 9, 1883, 75–83.
- Hotzan, Jürgen, *dtv-Atlas Stadt*. Von den ersten Gründungen bis zur modernen Stadtplanung. 2., durchges. Aufl. München 1997. (dtv-Atlas 3231).
- Jürgs, Jana, *Zeitgenössische Ereignisberichte zur Reformation in Hamburg*. Mag. (masch.) Hamburg 1997.
- Kayser, Werner/Claus Dehn, *Bibliographie der Hamburger Drucke des 16. Jhs*. Hamburg 1968. (Mitteilungen aus der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek 6).
- Ketelsen, Uwe-K., *Naturpoesie als Medium bürgerlicher Ideologiebildung im frühen 18. Jh*. Barthold Hinrich Brockes' 'Die kleine Fliege'. In: *Naturlyrik und Gesellschaft*. Hrsg. v. Norbert Mecklenburg. Stuttgart 1977, 45–55.
- Klenk, Marion, *Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt*. Eine Untersuchung zur Arbeiterschriftsprache im 19. Jh. Tübingen 1997. (RGL 181).
- Kloeke, Gesinus, *Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg*. Hamburg 1913.
- Kopitzsch, Franklin, *Zwischen Haupttreß und Franzosenzeit*. In: Hamburg 1982, 351–414.
- Lappenberg, J[ohann] M[artin] (Hrsg.), *Die ältesten Stadt- Schiff- und Landrechte Hamburgs*. Hamburg 1845. (Hamburgische Rechtsalterthümer 1).
- Larsson, Hugo, *Lautstand der Mundart der Gemeinde Altengamme (in den Vierlanden bei Hamburg)*. Hamburg 1917.
- Lasch, Agathe, *Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg*. In: NdJb. 44, 1918, 1–50.

- Lasch, Miguel, Aussprache von /#sp/ und /#st/ in der Hamburger Umgangssprache. In: KVndSpr. 96, 1989, 11–14.
- Loose, Hans-Dieter (Bearb.), Hamburger Testamente. 1351 bis 1400. Hamburg 1970. (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg 11).
- Ders. (Hrsg.): Barthold Heinrich Brockes (1680–1747). Dichter und Ratsherr in Hamburg. Neue Forschungen zu Persönlichkeit und Wirkung. Hamburg 1980. (Beiträge zur Geschichte Hamburgs 16).
- Ders., Das Zeitalter der Bürgerunruhen und der großen europäischen Kriege. 1618–1712. In: Hamburg 1982, 259–350.
- Lungagnini, Henrik, Der Hamburger Maler Juriaen Jacobsz. 1624–1685. Leben und Werk. Diss. Hamburg 1970.
- Maas, Utz, Sprachliche Verhältnisse in den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten in Norddeutschland. In: Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650. Landesausstellung Niedersachsen 1985. Hrsg. v. Cord Meckseper. Bd. 3. Stuttgart/Bad Cannstatt 1985, 607–626.
- Mahnken, Georg, Die hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jhs. Dortmund 1925. (Hamburgische Texte und Untersuchungen zur deutschen Philologie. R. 2. 4).
- Martens, Peter, Hamburgisch. In: INTER NATIONES (Hrsg.), Deutsche Dialekte. 9 Dialekte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 1981, 257–388 und 1 Cassette.
- Meier, Jürgen/Dieter Möhn, Die Sprache im Hanseraum. In: Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos. Eine Ausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte in Verbindung mit der Vereins- und Westbank. Hrsg. v. Jörgen Bracker. Bd. 1. Hamburg 1989, 430–435.
- Menke, Hubertus, 'Het beloofde land'. Zur Sprache und Geschichte der Niederländer im nordelbischen Küstenraum (16./17. Jh.). In: Die Niederlande und der europäische Nordosten. Ein Jahrtausend weiträumiger Beziehungen (700–1700). Vorträge Symposion Kiel, 8.–11. Oktober 1989. Hrsg. v. Hubertus Menke. Neumünster 1992, 261–298. (Landesforschung 1).
- Möhn, Dieter, Deutsche Stadt und Niederdeutsche Sprache. In: NdJb. 96, 1973, 111–126.
- Ders., Niederdeutsches Sprachleben in Hamburg während der letzten hundert Jahre. In: Quickborn 68, 1978, Nr. 1, 2–15.
- Ders., Geschichte der neuniederdeutschen Mundarten. In: Handbuch 1983, 154–181 [a].
- Ders., Niederdeutsch in der Schule. In: Handbuch 1983, 631–659 [b].
- Ders., Niederdeutsch und Sondersprachen. Regionale Spuren sprachlichen Handelns. In: NdJb. 107, 1984, 60–82.
- Ders., Niederdeutsche Sprachgeschichte und Hamburger Kaspergeschichten. In: Lingua Theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goossens zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. José Cajot/Ludger Kremer/Hermann Niebaum. Bd. 1. Münster/Hamburg 1995, 309–319. (Niederlande-Studien 16/1).
- Naused, Erich, Fischmarkt Hamburg-Altona. Eine Rundfunkreportage. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 9, 1965, 79–98.
- Pabel, Reinhold, Hamburger Kultur-Karussell zwischen Barock und Aufklärung. Zeitzeugen aufgespürt und kommentiert. Neumünster 1996.
- Der Patriot. No. 1. Mittwochs, den 5. Jenner, 1724.
- Peters, Robert, Zur Stellung Hamburgs in der mitelniederdeutschen Schreibsprachenlandschaft. In: Varietäten der deutschen Sprache. Festschrift für Dieter Möhn. Hrsg. v. Jörg Hennig/Jürgen Meier. Frankfurt/M. etc. 1996, 63–80. (Sprache in der Gesellschaft 23).
- Poock, Wilhelm, Von Hamburger Herrschaften, Kökschen und Kindern. Drei lustige Geschichten. Hamburg 1910.
- von Polenz, Peter, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1–2. Berlin/New York 1991–1994. (SaGö 2237; de Gruyter Studienbuch).
- Postel, Rainer, Die Reformation in Hamburg 1517–1528. Gütersloh 1986. (Quellen zur Reformationsgeschichte 52).
- Rabe, Joh[annes] E[mil], Kasper Putschenelle. Historisches über die Handpuppen und hamburgische Kasperspiele. 2., sehr verm. Aufl. Hamburg 1924.
- Reincke, Heinrich, Die ältesten Urkunden der Hansestadt Hamburg. In: Ders., Forschungen und Skizzen zur hamburgischen Geschichte. Hamburg 1951, 93–166. (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Hansestadt Hamburg 3).
- Ders., Hamburg am Vorabend der Reformation. Aus dem Nachlaß hrsg., eingel. und erg. v. Erich von Lehe. Hamburg 1966. (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs 8).
- Richey, Michael, Idioticon Hambvrgense oder Wörter-Buch, Zur Erklärung der eigenen, in und um Hamburg gebräuchlichen, Nieder-Sächsischen Mund-Art. Hamburg 1755. (Fotomechanischer Neudruck Leipzig 1976).
- Richter, Klaus, Hamburgs Frühzeit bis 1300. In: Hamburg 1982, 17–100.
- Rüdiger, Otto, Die ältesten Hamburgischen Zunftrollen und Bruderschaftsstatuten. Gesammelt und mit Glossar versehen. Hrsg. v. der Bürgermeister-Kellinghusen-Stiftung. Hamburg 1875.
- Saunders, Peter, Soziologie der Stadt. Mit einem Vorwort von Walter Siebel. Frankfurt/M./New York 1987. (Campus Studium 565).

Scheel, Käthe, Hamburger Missingsch. In: Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Hrsg. v. Werner Simon/Wolfgang Bachofer/Wolfgang Dittmann. Berlin 1963, 381–389.

Schütze, Johann Friedrich, Hamburgische Theater-Geschichte. Hamburg 1794. (Fotomechanischer Neudruck Leipzig 1975).

Stellmacher, Dieter, Wer spricht platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer 1987. (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. Reihe: Dokumentation 14).

Weber, Max, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5., rev. Aufl. be-

sorgt v. Johannes Winckelmann. Studienausgabe. Tübingen 1972.

Wenn, Hans (Hrsg.), Johannes Bugenhagen, Der Ehrbaren Stadt Hamburg Christliche Ordnung 1529. De Ordeninge Pomerani. Hrsg. und übers. unter Mitarbeit von Annemarie Hübner. Hamburg 1976 (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs 13).

Wernicke, Horst, Die Städthanse. 1280–1418. Genesis – Strukturen – Funktionen. Weimar 1983. (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 22).

Dieter Möhn, Hamburg

161. Die Stadt in der neueren deutschen Sprachgeschichte II: Berlin

1. Vorgeschichte – Germanen, Slawen, Deutsche im Berliner Raum
2. Die sprachliche Entwicklung Berlins
3. Literatur (in Auswahl)

Ziel der folgenden Ausführungen über die Rolle der Stadt Berlin in der neueren dt. Sprachgeschichte soll es sein, die Vielschichtigkeit des Sprachgebrauchs in der Stadt und ihrer näheren Umgebung in ihren Grundzügen von den Anfängen im 13. Jh. bis in die Gegenwart nachzuzeichnen. Dabei liegt es nahe, daß auch den sprachlichen Besonderheiten seiner Einwohner, die sich vor allem in der Berliner Umgangssprache, auch Berliner Stadtsprache oder kurz Berlinisch genannt, niederschlagen, nachgegangen wird. Die Darlegungen sind in besonderem Maße Schmidt 1992 sowie Schönfeld 1992 verpflichtet.

1. Vorgeschichte – Germanen, Slawen, Deutsche im Berliner Raum

Die beiden Schwesternstädte Berlin und Cölln, aus denen später die Stadt Berlin zusammenwächst, entstanden an der Wende vom 12. zum 13. Jh. im Rahmen der Ostkolonisation in den damals von Slawen besiedelten Landschaften des Teltow und des Barnim am Berliner Urstromtal der Spree. Berlin und Cölln, zu beiden Seiten der Spree gelegen, waren zum Zeitpunkt ihrer ersten Erwähnung voll ausgebildete Gemeinwesen (Cölln 1237, Berlin 1244). Ihre Gründungen werden um 1230 angesetzt.

Im unmittelbaren Umland von Berlin/Cölln haben slaw. Siedler ihre Spuren hinterlassen. Köpenick und Spandau – heute Stadtbezirke von Berlin – nahmen von slaw. Burgen ihren Ausgang; einige der in diesem Gebiet liegenden mittelalterlichen Städte entwickelten sich also – nach dt. Recht – aus spätslaw. Burgstädten. Slaw. Bevölkerung war bereits seit dem 6./7. Jh. u. Z. in den Berliner Raum eingewandert, nachdem die vorher seit über 1000 Jahren ansässigen Germanen zum großen Teil im Zuge der Völkerwanderung nach Süden abgewandert und sich am Sturm auf das weströmische Reich beteiligt hatten. Zahlreiche Gewässer-, Flur- und Familiennamen gehen auf die slaw. Siedler zurück, die vor allem dem altpolabischen (altplb.) Stamm der Sprewanen angehörten, seltener dem der Sorben (die sorbisch-polabische Sprachgrenze verlief südlich von Berlin). *Berlin* z. B. ist sehr wahrscheinlich ein ursprünglich altplb. Gewässer- oder Flurname, der sumpfiges, feuchtes Gelände bezeichnet (slaw. Wurzel **brl* 'Sumpf, Morast'). Folgende heutigen Stadtteilbezeichnungen gehen ebenfalls auf das Slawische zurück: *Britz* altplb. **breza* 'Birke', *Buch* altplb. **buk* 'Buche', *Köpenick* altplb. **kop'nik* / *kopa* 'Erdhügel, Grenzhügel'.

Die sprachliche Situation im Berliner Raum – und darüber hinaus zwischen Elbe und Oder – läßt sich jedoch nur verstehen, wenn man berücksichtigt, daß vor den Slawen germ. Stämme – insbesondere der Stamm der Semnonen – über 1000 Jahre in

diesem Gebiet ansässig waren. Sie werden der sog. Jastorfkultur zugerechnet, die sich durch charakteristische Gegenstände der materiellen Kultur (Töpferwaren, Schmuck, Trachten) gegenüber anderen auszeichnete. Auch die Germanen, die im 3./4. Jh. u. Z. abwanderten, hinterließen sprachliche Spuren. Germ. Herkunft sind u. a. die Gewässernamen *Havel*, *Spree* und *Müggelsee*. *Havel* gehört zur germ. Wurzel **hab-*, die auch in *Haff* und *Hafen* zugrunde liegt. Der Name *Spree* wird zur germ. Wurzel **sprew-* gestellt, die sich auch in mhd. *spraegen/spraewen* 'stieben' findet. Ein noch höheres Alter wird für den Namen *Müggelsee* angenommen; der erste Bestandteil beruht wohl auf der idg. Wurzel **migh-*, die auch altslawisch und litauisch belegt ist.

2. Die sprachliche Entwicklung Berlins

2.1. Die Sprachsituation im 13.–15. Jahrhundert:

Niederdeutsch, Hochdeutsch, Latein

Berlin und Cölln lagen Mitte des 13. Jhs. fernab von den großen Macht- und Kulturzentren des Südwestens Deutschlands und des Rheintals. Im Zuge der letzten Etappe des Vordringens der Deutschen in den ostelbischen Raum im Rahmen der Ostkolonisation wachsen sie in das Zentrum einer der später bedeutendsten Landesherrschaften, der sich konstituierenden Mark Brandenburg. Ihren schnellen wirtschaftlichen Aufstieg verdankten sie dem Handel, vor allem dem Fernhandel. Unter den Übergängen über die Spree besaß der bei Berlin/Cölln bereits 1280 besondere Bedeutung. In dieser Zeit, in der sich die Geldwirtschaft allmählich durchsetzte, statteten die askanischen Markgrafen ihre Städte mit besonderen Rechten aus, um selbst zu höheren Einnahmen zu gelangen. Die beiden Marktplätze an der Spree entwickelten sich zu wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Mittelpunkten. Verbunden waren sie durch den Mühlendamm, über den alle Handelsstraßen über die Spree führten. 1307 kam es zu einem Zusammenschluß beider Städte, zu einer „Unio“ mit einer gemeinsamen Bürgerverwaltung. – Mit dem Erlöschen des Geschlechts der Askanier im Jahre 1320 wurde das Land zu einem Streitobjekt unter verschiedenen Landesfürsten. Zu den schweren dynastischen Auseinandersetzungen zwischen den Landesherrn um die Mark

kamen erbitterte Fehden des märk. Adels. In dieser Situation, in der das Land in seiner Entwicklung zurückgeworfen wurde, setzte Kaiser Sigismund 1411 den Burggrafen Friedrich VI von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern in der Mark als Landeshauptmann und Verweser ein. 1415 wurde ihm die Würde eines Markgrafen und Kurfürsten verliehen. Ihm gelang es, Ruhe und Ordnung im Land wiederherzustellen. Um den Ausbau der Mark voranzutreiben, holten er und seine Nachfolger aus ihrer süddeutschen Heimat Ritter und Adlige ins Land; diese frk. Ministerialen bildeten eine Art Verwaltungsgremium. Sie, Angehörige einer dünnen Oberschicht, vermittelten nicht nur ihre Verwaltungskennntnisse, sondern auch Elemente der damals hochentwickelten sdt. Kultur.

Die Städte Berlin/Cölln liegen im Geltungsbereich der nd. Mundarten, die Zuwanderer aus den Gebieten westlich von Elbe und Saale in die von Slawen besiedelte Mark mitbrachten. Es waren sehr wahrscheinlich zunächst Bauern, Handwerker, Kaufleute aus dem Harzvorland, Westfalen, dem Rheinland, die direkt oder in Etappen die Mark kolonisierten, meist gemeinsam mit der slaw. Bevölkerung dieser Gebiete. Unter den Siedlern waren auch Niederländer, die etwa eine Generation vor der Begründung der Kaufmannssiedlungen Berlin und Cölln in die Mark kamen. An frühen Ortsnamen läßt sich ihr Einfluß ablesen. So gehen z. B. die märkischen Namen *Lichterfelde*, der des Berliner Stadtbezirkes eingeschlossen, auf *Lichterfelde* in Flandern zurück; genannt sei ferner der Landschaftsname *Fläming* südwestlich von Berlin, einer Gegend, in der der Askanier Albrecht der Bär Flamen ansiedelte. Noch in der heutigen Standardsprache bzw. in der regionalen Umgangssprache finden sich Bezeichnungen, die auf nl. Einfluß zurückgehen, z. B. *Erpel*, *Fenn*, *Flieder*, *Kachel*, *Kanten*, *Häcksel*, *Padde*, *Stulle* sowie die Adjektive *duster*, *kiesätig*. K. Bischoff hat eine brandenb.-nl. Bauernmundart angenommen, neben der seiner Meinung nach bereits eine stärker ofäl. bestimmte Herrensprache existierte. – Die Siedler, später auch die Bewohner von Berlin-Cölln, lebten in wirtschaftlichem Kontakt mit slaw. Bevölkerungsgruppen der mittelmärkischen Umgebung; es ist davon auszugehen, daß sich diese auf den dt. Sprachgebrauch auswirkten. In den uns erhaltenen Dokumenten der Zeit sind die Einflüsse jedoch nur schwer zu fassen. Alle Texte aus den ersten Jahrzehnten der Stadtge-

schichte, in der Regel Urkunden, sind lat. abgefaßt. Die Schreiber waren meist Notare, juristisch geschulte Fachleute, die des Lateins kundig waren und sich entsprechend den Gepflogenheiten der Zeit dieser Sprache bei der Ausfertigung von Urkunden bedienten. Wir haben also keinerlei Kenntnis von einer möglichen dt. Schreibsprache, die neben der nd. Mundart, der Sprache des Alltags der Bevölkerung, existiert haben könnte. Dt. Einsprengsel in den lat. Urkunden, meist Personen- und Eigennamen, gelegentlich auch Ausdrücke für einheimische Rechtsgepflogenheiten, die offenbar lat. nicht angemessen wiedergegeben werden konnten, deuten darauf hin, daß die Herausbildung einer volkssprachlichen, dem Lat. gegenüber gleichberechtigten Schreibsprache zu einer Notwendigkeit geworden war. Aus dem Jahre 1321 stammt dann die erste wichtige Urkunde in nd. (in Entsprechung zur sprachgeschichtlich üblichen Terminologie: mnd.) Sprache. Darin bekunden nach dem Tod des letzten Fürsten aus dem Hause Askanien, des Markgrafen Waldemar, 23 märkische Städte ihre Absicht, ihre Rechte gegenüber der neuen Herrschaft – Herzog Rudolf von Sachsen als dem Inhaber der vormundschaftlichen Regierung – wahrzunehmen. Vom Schluß dieser Urkunde stammen die folgenden Zeilen:

dat desse vorbenumede dync stede vnd vnuorwandel blyuen, des hebbe wye dessen gheghenwordenghen bryf [...] met usem yngheseghelen beseghelet. Desse dync synt gheschyn na godes bort dusent via vnd dryhundert yar in deme enenttuentygsten yare, tu Berlyn, an sunte Bartholomeus daghe des hylghen apostoles.

Mit der Wende zum 14. Jh. änderten sich also offenbar die Verhältnisse. In der ersten Jahrhunderthälfte wurde eine stetig wachsende Zahl von nd. Urkunden angefertigt, die neben die noch vorherrschenden, lat. abgefaßten Urkunden traten.

„In der zweiten Hälfte des 14. Jhs. verstärkt sich diese Tendenz. Urkunden des Berliner Gebietes bevorzugen nun nur dann die Lateinform, wenn geistliche Angelegenheiten, Fragen des Kirchenbesitzes, Interessen der Bischöfe, insbesondere der von Brandenburg und Lebus, die in Berlin Stadthäuser besaßen, berührt werden“ (Schmidt 1992, 121).

Urkunden in hd. Form sind in dieser Zeit noch die Ausnahme. Die seit dem Tode des letzten Askaniers und vor der Belehnung der Hohenzollern mit der Mark Brandenburg (zwischen 1320 und 1411) um die Macht im

Lande ringenden Wittelsbacher und Luxemburger mit den böhm. Königen waren es, die im Verkehr mit den märk. Adligen und Städten das Hd. verwendeten. Hd. Einfluß zeigt sich zunächst aber vorrangig nur darin, daß in nd. Urkunden und Schriften vereinzelt hd. Elemente begegnen. Ein wichtiges Denkmal aus den letzten Jahren des 14. Jhs., das diesen sprachlichen Entwicklungsstand widerspiegelt, ist das vom Berliner Rat angelegte „Berliner Stadtbuch“. In seinem ersten Teil wird eine Übersicht über die regelmäßigen Einnahmen der Stadt gegeben, der zweite Teil enthält die Privilegien der Stadt und der Handwerkerinnungen aus dem 13./14. Jh., den dritten Teil bildet eine Darstellung des Berliner Schöffenrechts, das im wesentlichen auf Eike von Repgows „Sachsenspiegel“ zurückgeht. Diese kurz vor 1393 niedergeschriebenen Teile – ein vierter mit Aufzeichnungen aktueller Ereignisse bis zum Jahre 1497 schließt unmittelbar an die Niederschrift der ersten drei Abschnitte an – weisen einen nd. Grundtext mit hd. Einsprengseln auf, enthalten jedoch auch schon ganze hd. Passagen in omd. Sprachform, z. B. Erlasse der aus dem hd. Gebiet stammenden Landesherren aus der Übergangszeit (1320–1411). – Die Tendenz zur Zunahme der Verwendung des Hd. in der Mark Brandenburg verstärkte sich in dem Maße, wie die Hohenzollern seit ihrer Belehnung mit der Mark im 15. Jh. ihre Macht dort festigten. Zweifellos spielten in diesem Zusammenhang auch die hd. sprechenden und schreibenden Verwaltungsfachleute eine Rolle, die die Hohenzollern aus dem Südwesten mitbrachten. Im 15. Jh. bevorzugte die einheimische Rechtsprechung noch das Nd., nahm also Rücksicht auf die Sprachgewohnheiten der Bevölkerung; in der Verwaltung dagegen drang das Hd. in immer weitere Bereiche vor. Der allmähliche Übergang zum Hd. wurde sicher auch dadurch vorangetrieben, daß sich die Bindungen der Stadt an die Hanse im Norden, deren Mitglied Berlin war, lockerten und sich eine wirtschaftliche Orientierung auf den hd. Süden durchsetzte. Im ersten Jahrzehnt des 16. Jhs. stellt der Berliner Stadtschreiber Johannes Nether, seit 1504 im Amt, die Stadtkanzlei auf den schriftlichen Gebrauch des Hd. um. Selbst wenn dieser Schritt der Stadtverwaltung nicht als Abbild der Sprachverhältnisse außerhalb der Kanzlei und Schreibstuben angesehen werden kann – mit großer Wahrscheinlichkeit dominierte im mündlichen Sprachgebrauch noch das Nd. –, so stellte er

doch einen wichtigen Orientierungspunkt für die weitere Sprachentwicklung in Berlin und Umgebung dar. Untersuchungen von A. Lasch legen den Schluß nahe, daß Nether sein Hd. im obsächs. Gebiet erlernte und er sich der thür.-obsächs. Kanzleisprache bediente, sich also nicht nach den Schreibgepflogenheiten der z. T. mit Franken besetzten kurfürstlichen Kanzlei in Cölln richtete. – Während die märk. Städte im Osten und Südosten wie Frankfurt, Fürstenwalde, Beeskow, Storkow den Übergang zum Hd. lange vor Berlin vollzogen hatten, die Städte des Nordens der Mark wie Bernau, Neuruppin, Gransee und des Westens wie Brandenburg, Rathenow, Perleberg, Stendal, Tangermünde erst mit deutlichem Abstand Berlin folgten, blieb das Umland der Städte zunächst nd. – Der Sprachwechsel Berlins war also – insgesamt gesehen – keineswegs ein abrupter Übergang, sondern ein langwieriger Prozeß der Umorientierung in einem reich differenzierten Gefüge sozialer und kommunikativer Normen.

2.2. Die Sprachsituation im

16.–17. Jahrhundert:

Hochdeutsch – Niederdeutsch

Das sich ausbreitende Hd. omd. Prägung in Berlin war für A. Lasch eine im wesentlichen von außen bestimmte, dem obsächs. Vorbild folgende Sprachform, die der Berliner bewußt übernahm und die erlernt werden mußte. H. Teuchert, der andere Kenner märk. Sprachverhältnisse, meinte dagegen, hier liege eine Mischsprache vor, das Berlinische der hd. Periode sei auf dem Boden der nd. märkischen Heimatsprache erwachsen durch Einführung des obsächs. Vokalstandes sowie durch Anpassung der Verschlußlaute, sofern nicht schon eine gewisse Übereinstimmung bestand. Wie auch immer die Prozesse der Aneignung des Hd. im einzelnen interpretiert werden, der Übergang zum Hd. omd. Prägung war kein isolierter Schritt der Stadtkanzlei. Es liegen Briefe und Rechnungen von Berliner Handwerkern und Gewerbetreibenden vor, die schon zu Beginn des 16. Jhs. in hd. Sprachform verfaßt waren. Weitere Faktoren förderten die Übernahme des Hd. Mit der 1506 gegründeten Universität des Landes in Frankfurt – wo schon seit über 100 Jahren das Hd. galt – war eine Ausbildungsstätte entstanden, auf der Verwaltungsbeamte des Kurfürsten, Juristen, Stadtschreiber, Kämmerer, Gymnasiallehrer ihre Ausbildung in hd. Sprache erhielten. Die Erforder-

nisse der hohen wissenschaftlichen Ausbildung hatten auch Einfluß auf die Bildungsziele der verschiedenen Schulformen. In Schulordnungen des 16. Jhs., z. B. der des Berliner Gymnasiums „Zum Grauen Kloster“ von 1574, wurde die Pflege des Hd. als Unterrichtssprache gefordert. Auch in der Kirche hielt das Hd. Einzug. Ab 1539 wurde die brandenb. Kirche reformiert. In der entsprechenden Kirchenordnung von 1540 trat nach Wittenberger Vorbild die hd. Sprache in Predigt, Liturgie und Kirchenlied an die Stelle des bis dahin vorherrschenden Lateins; in ländlichen Gebieten der Umgebung wurde dagegen mit großer Wahrscheinlichkeit noch das Nd. bevorzugt. – Auch der Buchdruck trug zur Verbreitung des Hd. in Berlin bei. Bereits seit 1505 wurden u. a. für den Berliner Bedarf in Frankfurt/Oder hd. Schriften gedruckt. Um 1540 wurde in Berlin, wo es keinen nd. Buchdruck gab, der erste aus Wittenberg stammende Drucker tätig. Auch dem Buchhandel, der seit dem Beginn des 16. Jhs. nachweisbar ist, kommt in diesem Zusammenhang eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. – Insgesamt ist der Umfang des Schrifttums im 16. Jh. angewachsen. Es liegen nicht mehr nur Kanzleitexte, also vor allem Urkunden, vor, sondern auch die Zahl politischer Texte hat zugenommen. Im 15. Jh. war der nd. verfaßte „Berliner Totentanz“, der wohl in den achtziger Jahren dieses Jahrhunderts als Wandmalerei in der Turmhalle der Berliner Marienkirche seinen Platz gefunden hatte, einer der wenigen erwähnenswerten nicht-urkundlichen Texte. Mit der Einführung der Reformation in Brandenburg begann jetzt z. B. die Pflege des Schuldramas in der Mark. Die von Erasmus von Rotterdam und Philipp Melanchthon zunächst zur Förderung der Lateinkenntnisse als Schullektüre an den Lateinschulen empfohlenen Komödien des Terenz wurden ins Hd. übertragen und durch Schüler aufgeführt. Seit 1546 sind Aufführungen dieser Art an Schulen in Berlin und Spandau belegt. Sie zeugen nicht nur von der Fähigkeit der Schüler, hd. Texte vorzutragen, sondern auch von der Bereitschaft des Publikums, sich diese anzuhören und sie aufzunehmen.

Im Verlauf der Anpassung an das Hd. während des 16. und 17. Jhs. vollzog sich eine wesentliche Differenzierung der Sprachsituation in Berlin. Einerseits setzten sich hd. Schreibnormen durch, Berlin begann, am Prozeß der Ausbildung einer dt. Standardsprache teilzuhaben. Als Zeugnis für das Hd.

seien einige Sätze aus dem Berliner Bürgereid aus der Mitte des 17. Jhs. zitiert:

Ich N. gelobe und schwere, dem curfursten zu Brandenburgk, meinem gnädigstem herrn, und einem erbarn rat beider stedte Cohn und Berlin jederzeit getreu, gehorsamb und gewehr zu sein, ihren nutzen und frommen noch meinem hochsten vermugen zu befördern und dokegen ihren schaden und nachteil zu kehren und abzuwenden.

Andererseits setzte im mündlichen Verkehr, wo bis dahin das Nd. vorherrschte, ein Sprachmischungsprozeß ein, in dessen Verlauf „sich allmählich eine hochdeutsch geprägte berlinische Umgangssprache mit starken niederdeutschen Relikten in der Aussprache, im Wortschatz, in der Satzgestaltung und in der Sprechmelodie“ (Schmidt 1992, 151) ausbildete.

2.3. Die Sprachsituation im

18. Jahrhundert: Hochdeutsch,
Französisch, Berliner Umgangssprache

Bereits gegen Ende des 17. Jhs. vollzogen sich in der Zusammensetzung der Bevölkerung in Berlin und Brandenburg/Preußen Veränderungen, die sich auch auf die Sprachsituation auswirkten. Im Jahre 1685 lud Kurfürst Friedrich Wilhelm mit dem Edikt von Potsdam in Frankreich verfolgte Hugenotten ein, sich in Berlin und Brandenburg anzusiedeln. Bis 1700 folgten seiner Einladung etwa 5000 bis 6000 frz. Emigranten, die sich vorwiegend in Berlin niederließen; es waren qualifizierte Fachleute, überwiegend Handwerker, Manufakturarbeiter und Kaufleute, die moderne Produktionstechniken und neue Gewerke an die Spree brachten. – Auch andere Zuwanderergruppen gaben der Sprachsituation im 18. Jh. ihr Gepräge. Salzburger, Schweizer, Württemberger Exilanten erhielten in Berlin/Brandenburg Bürgerrechte. Die wichtigsten Zuwanderergruppen stellten die Juden dar, Rückwanderer aus Osteuropa, die seit 1671 in die Stadt aufgenommen wurden. Ohne Zweifel haben diese Gruppen von Einwanderern sowohl die Berliner Umgangssprache als auch die Standardsprache beeinflusst. Forschungsergebnisse dazu stehen jedoch noch aus, so daß dazu keine verbindlichen Aussagen gemacht werden können.

In der sich ausbildenden Berliner Umgangssprache, hd. geprägt, entwickelten sich allmählich einige jener Besonderheiten, die später als typische Berlinismen gelten. Dazu gehören u. a. die *s*-Plurale (*Kerls*, *Flegels*, *Professions*, *Ministers*), die Dativform als Einheitskasus des Personalpronoms im

Singular (*mir*, *dir*, *ihm*), die Akkusativform als Einheitskasus des Substantivobjekts im Sg. und Pl. (*mit meine gesundheit*, *mit den semtlichen adel*, *aus eure Landeskinder*) sowie einige vokalische und konsonantische Eigenschaften, die z. B. die *s*-, *sch*- und *z*-Laute sowie den Sproßlaut nach *r* betreffen. Der Berliner Dichter und Pädagoge K. Ph. Moritz, aus Hameln gebürtiger Niedersachse, gab 1781 eine „Anweisung die gewöhnlichen Fehler, im Reden, zu verbessern nebst einigen Gesprächen“ heraus, die auch ein „Alphabetisches Verzeichnis einiger Wörter, die am häufigsten unrichtig ausgesprochen, oder, in einem unrichtigen Sinne gebraucht werden“, enthalten. Aus diesem Verzeichnis seien einige Beispiele herausgegriffen, die weitere Besonderheiten der Berliner Umgangssprache charakterisieren: *allens* ‘alles’, *aberst* ‘aber’, *bisken* ‘bißchen’, *derf* ‘darf’, *ehngal* ‘egal’, *icke* ‘ich’, *Kinner* ‘Kinder’, *kihken* ‘sehen’, *man* ‘nur’, *Männicken* ‘Männchen’. – In diese Umgangssprache, die Sprache des Alltags, findet frz. Wortgut Eingang, vielfach vermittelt durch die Hugenotten. Durchgesetzt haben sich z. B. *Buddel* (bouteille), *Bulette* (boulette), *Buljong* (bouillon), *Kotelett* (côtelette), *Mallör* (malheur), *Ragufeng* (ragout fin) oder *Täng* (taint). Als Beispiel für diesen Sprachtyp mag der Ausschnitt aus einem Brief dienen, den Friedrich II im Mai 1755 an seinen Kammerdiener und Vertrauten Fredersdorf schrieb:

habe du nuhr vertrauen und Sei nicht verdriflich! dis fiber ist baldt abgeholfen worden. wann du Glaubest, daß es Möglich ist, Dühr in 4 Wochen zu Curihren, das ist ohnmöglich! ich habe mit allerhand Docters und feldscheers umb die krankheit gesprochen. allein es ist ein Schlimer zufal, der nicht anders als durch die länge der tzeit zu helfen ist; und ohne was buhße könts nicht abgehen! allein in 3 oder 6 tage werden die Kräfte Schon Wieder – Komen. Setze Dühr nuhr feste in Kopf, daß deine besserung nicht anders, als lanksam, geschehen Kan und daß noch hier und dahr zufäle Komen müssen.

Auch die sich entwickelnde hd. Standardsprache gewann weiterhin an Boden; davon zeugen Zeitungen und Buchdruck, das Wirken zahlreicher bedeutender Schriftsteller, Wissenschaftler und Schulleute. G. W. Leibniz forderte von der „Königlich-Preubischen Sozietät der Wissenschaften“ (1700) aktive dt. Sprachpflege. Der Berliner Pädagoge J. Bödiker schrieb bereits Ende des 17. Jhs. eine wiederholt aufgelegte dt. Grammatik. Von L. Frisch, dem Rektor des Gymnasiums „Zum Grauen Kloster“, wurde 1741 ein Wörter-

buch vorgelegt, das noch J. Grimm 100 Jahre später als vorbildlich anerkannte. Ende des 18. Jhs. bemühte sich die Berliner Akademie der Wissenschaften, die Erforschung und Pflege der dt. Sprache, d. h. der Standardsprache, zu beleben. – An dieser Entwicklung der hd. Standardsprache in Berlin und Umgebung waren der preußische Hof und in seinem Umkreis der höhere Adel sowie die Spitzen der Verwaltung kaum beteiligt. Bereits seit dem ausgehenden 17. Jh. galt das Frz. als Sprache der höheren Bildung sowie des Hofes. Die frz. Einwanderer, die Hugenotten, mögen zur Bestätigung dieser Rolle des Frz. beigetragen haben. Aber das häufig begegnende Urteil, das Frz. sei die Umgangssprache höfischer Kreise in Preußen bewiesen, bedarf doch einer eingehenden Prüfung. Zumindest waren die Sprachverhältnisse auch am Hof differenzierter. Wie der Ausschnitt aus dem Brief Friedrichs II an seinen Kammerdiener zeigt, war er des Dt., der Berliner Umgangssprache, durchaus mächtig. Er verwendete sie – wie sicher auch viele seiner Standesgenossen – offenbar im Verkehr mit Untergebenen, vor allem Soldaten, Lakaien und auch des Frz. nicht kundigen vertrauten Freunden wie Fredersdorf. Aber Urteile und Verfügungen, meist Randbemerkungen auf Bittgesuchen, Eingaben, Beschwerden zeugen davon, daß er sich auch im Verkehr mit Ministern und hohen Beamten des Dt. bediente; das allerdings war häufig von zahlreichen fremden Elementen, meist frz., durchsetzt, wie die folgende Randverfügung auf einem Einspruch des Generaldirektoriums gegen eine königliche Kabinettsorder zeigt: *Die Herren Seindt bestellet, Meine Arbeit zu Exsecutiren, aber nicht zu Intvertiren, oder diejenigen, die Sich nicht in Ihre Schranken halten, werde ohne facon cassiren. Sie müssen gehorsamer Sich regieren lassen und nicht regieren.* – Die Notwendigkeit einer differenzierteren Betrachtung der Sprachverhältnisse am Hof der preußischen Könige mußte einschließen, daß auch der Frage nachgegangen wird, welchen Einfluß die zeitweilige Dominanz des Frz. auf die Entwicklung der dt. Standardsprache gehabt hat.

2.4. Die Sprachsituation im 19. und 20. Jahrhundert: Berliner Hochdeutsch (Standardsprache) – Berliner Umgangssprache

Seit der ersten Hälfte des 19. Jhs. vollzogen sich in Berlin grundlegende Veränderungen auf allen Gebieten, die entsprechende Aus-

wirkungen auf die Sprachsituation hatten. Von den vielen Faktoren, die hier wirksam wurden, sei vor allem auf die Entwicklung Berlins zu einem Ballungszentrum der Industrie verwiesen. In diesem Zusammenhang nahm die Einwohnerzahl Berlins erheblich zu; Zuwanderer kamen vorwiegend aus der Mark Brandenburg, aber auch aus anderen Gegenden Deutschlands. Sie brachten ihre Sprache, meist eine Mundart, mit, die den Anforderungen des Industriebetriebes und der sich entwickelnden Großstadt nicht genügte. Sie mußten sich den sprachlichen Gegebenheiten ihrer neuen Umgebung anpassen und bedienten sich dabei der Berliner Umgangssprache, deren Trägerschicht damit erheblich anwuchs. Pendler, die am Tage ihrer Arbeit in Berlin nachgingen und am Abend zu ihren Wohnstätten am Rande der Stadt oder in der näheren Umgebung zurückkehrten, verbreiteten die Berliner Umgangssprache im Berliner Umland und trugen dazu bei, daß brandenburgische Mundarten dort allmählich zurückgedrängt wurden. – Berlin, seit 1920 Groß-Berlin, entwickelte sich jedoch im Zusammenhang mit seiner Funktion als Hauptstadt des Deutschen Reiches auch zu einem Zentrum von Politik, Verwaltung und Kultur. Die hier verwendete Standardsprache mit ihren typischen rrrddt. Zügen (in der Aussprache) wurde für weite Teile des dt. Sprachgebietes zu einer wichtigen Orientierungsgröße.

Die Berliner Umgangssprache des 19. Jhs. ist uns aufgrund ihrer mündlichen Verwendungsweise nicht direkt zugänglich; erst für das 20. Jh. liegen entsprechende Aufzeichnungen, Schallplatten und Tonbandaufnahmen vor. Einen guten Einblick in ihre Verwendung in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jhs. ermöglichen uns zwei Schriftenreihen des Berliners A. Glaßbrenner (1810–1876) „Berlin, wie es ist und – trinkt“ und „Buntes Berlin“, die zwischen 1832 und 1850 erschienen sind. Eine weitere Quelle sind die von J. v. Voß (1768–1832) verfaßten Bühnenstücke und Berichte, in denen Berliner Kleinbürger beobachtet und beschrieben werden. Beide Autoren bemühten sich um eine lautgetreue Wiedergabe der berlinischen Aussprache. Hinweise auf den Charakter der Berliner Umgangssprache geben auch Flugblätter und Maueranschläge aus dem Revolutionsjahr 1848, deren Verfasser teilweise unbekannt sind. Die hier verwendete Sprachform ist keineswegs einheitlich. Offenbar wenden sie sich an unterschiedliche Adressa-

tenkreise. Darauf weisen z. B. Maueranschläge hin, die nicht in der üblichen Umgangssprache verfaßt sind, sondern deren Sprachform einen großen Anteil an jiddischen Elementen enthält.

Im folgenden sollen einige Besonderheiten der Berliner Umgangssprache hervorgehoben werden, wie sie u. a. in den Schriften von Glaßbrenner und Voß, aber auch in den Maueranschlägen und Flugschriften begegnen.

Lautung

Vokale: *i:* oft *ü* (Rundung), z. B. *Bürne, Füsche, Kürsche*

ö: oft *e*, z. B. *Leffel, beese*

ii: oft *i*, z. B. *Stick, miede*

ei: oft *e* (wenn altes *ei* vorliegt), z. B. *Been, Seefe, klee*, bleibt *ei* (wenn altes *i* zugrunde liegt), z. B. *Eis, Zeit, dein*

au: oft *o* (wenn altes *au* vorliegt), z. B. *boom, loofen, ooch*, bleibt *au* (wenn altes *ü* zugrunde liegt), z. B. *Bauer, Haus*

eu: oft *ei*, z. B. *heite, eire*

Kürzung: *Höf*, oft *Höff*; *Gräs*, oft *Jräss, kriegt*, oft *kricht*, *viel*, oft *ville(e)*

Anfügung eines *-e*: *Bett – Bette, allein – alleene, fest – feste, schön – schöne*

Konsonanten: *pf:* oft *f* (im Anlaut), z. B. *Fennich, Ferd, Flanze*, oft *pp* (im In- und Auslaut), z. B. *Apfel, Kopp*

tt: oft *dd* (im In- und Auslaut), z. B. *schliddern, zoddlich*

ch: oft als (niederdeutsches) *k*, z. B. *ich – icke, bißchen – bisken*

st: Anfügung an Auslaut, z. B. *aber – aberst, schon – schonst, lieber – lieberst*

g: oft *j* (im Anlaut), z. B. *Gegend – Jejend, Gans – Jans, groß – jroß, gut – jut*; oft *j* (zwischen Vokalen im Inlaut), z. B. *Gegend – Jejend, Morgen – Morjen*, oft *ch* (im Auslaut), z. B. *Weg – Wech, Tag – Tach, Berg – Berch*

s: *sch* (zwischen *r* und *t*), z. B. *Durst – Durscht, erst – erscht*

t (in Endungen einzelner Wörter), z. B. *es – et, was – wat, das – dat*

z: *s* (stimmlos), z. B. *zwei – ßwei, zwiefach – ßwiefach, zu – ßu*

Zahlreiche Laute der berlinischen Umgangssprache, die von der Standardsprache abweichen, entsprechen denen der nd. Mundarten der Umgebung Berlins, andere wieder finden sich in der obsächs. Umgangssprache (z. B. Entrundung).

Flexion

Substantiv, Genitiv: Umschreibung durch einen präpositionalen Akkusativ, z. B. *der Hund des Mannes – der Hund von den Mann*

Dativ: Verwendung des Akkusativs anstelle des Dativs, z. B. *gib das dem Mann – jib dat den Mann; schenk das dem Soldaten – schenk dat den Soldaten. Besondere Pluralbildung:* – auf – *er:* *Dinge – Dinger, Stöcke – Stöcker* – auf – *s:* *Groschen – Groschens; Mädchen – Meechens*

Pronomen: Unsicherheiten in der Verwendung des Personalpronomens im Dativ und Akkusativ (gehen wahrscheinlich darauf zurück, daß in den niederdeutschen Mundarten der Umgebung Berlins einheitlich *mi* für *mir* und *mich* sowie *di* für *dir* und *dich* galten), z. B. *det ist mich unangenehm, beruhige dir, ich frage Ihnen*.

Präposition: *vor* anstelle von *für*, z. B. *vorn Groschen; nach* anstelle von *zu*, z. B. *nach Arbeit, Schule; bei* anstelle von *zu*, z. B. *bei die jeh ick nich; mank* anstelle von *zwischen*, z. B. *mank uns mank*.

Wortschatz Der Wortschatz der berlinischen Umgangssprache der ersten Hälfte des 19. Jhs. enthält Elemente unterschiedlicher Herkunft. Er spiegelt die Geschichte des Berliner Raums vor der Ostkolonisation, die Besiedlung selbst, bevölkerungspolitische Maßnahmen der brandenburgischen Kurfürsten sowie die Entwicklung Berlins zu einem wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Zentrum wider. Auf nl. und frz. Einfluß wurde bereits verwiesen. Wörter und Wendungen jüd. Herkunft gehen auf jüd. Einwanderer des 18. Jhs. zurück. Mit der Entwicklung Berlins zu einer Großstadt finden auch Elemente des Rotwelschen, der Gaunersprache, Eingang in die Berliner Umgangssprache.

– jüdischer Herkunft: z. B. *Mischpoche* 'Verwandtschaft', *Schabbes* 'Sonnabend', *Schaute* 'Dummkopf'.

– aus der Gaunersprache (Rotwelsch): z. B. *Kaschemme* 'Verbrecherkneipe', *Ische* 'Mädchen', *Zosse* 'Pferd', *aus Daffke* 'aus Trotz', *Moos* 'Geld', *keß, kiebitzen, pennen* 'schlafen', *es zieht wie Hechtsuppe*.

Die in Berlin im 19. Jh. verwendete Umgangssprache war keineswegs ein einheitliches Gebilde; vielmehr existierten durchaus regionale und teilweise auch sozial bedingte Unterschiede. In der zweiten Jahrhunderthälfte wurde in 17 Orten des Zentrums von Berlin die Umgangssprache gesprochen, in 31 die nd. (mittelbrandenburgische) Mundart und in 4 Orten eine Mischung von beiden. Das geht ganz deutlich aus den Fragebögen des „Deutschen Sprachatlasses“ hervor, die um 1880 in Berlin und seinem Umland – wie in ganz Deutschland – vor allem von Lehrern ausgefüllt wurden (40 vorgegebene Sätze sollten in der ortsüblichen Mundart wiedergegeben werden). In vielen Vororten Berlins vollzog sich die Übernahme der berlinischen Umgangssprache schrittweise seit 1880. Sie war mit vielen Mischungen zwischen Umgangssprache und der nd. Mundart verbunden. Diese Entwicklung hinterließ stärkere

sprachliche Unterschiede zwischen den einzelnen Stadtbezirken Berlins, insbesondere zwischen denen des Zentrums und den erst später (1920) eingemeindeten am Rande der Großstadt. – Seit dem letzten Drittel des 19. Jhs., verstärkt zu Beginn des 20. Jhs., zeigte sich ferner die Tendenz, daß man beim Gebrauch der Berliner Umgangssprache auf einige ihrer Besonderheiten verzichtete. Offenbar machte sich hier der Einfluß der Schule bemerkbar, in der die Standardsprache gelehrt wurde und wo Eigenheiten der Berliner Umgangssprache als fehlerhaft angesehen und bewertet wurden. In Schichten Gebildeter zeichnete sich also eine gewisse Annäherung der gesprochenen Umgangssprache an die Standardsprache ab. In ihrer ursprünglichen Form lebte die Umgangssprache dagegen in den unteren sozialen Schichten, vor allem bei den Arbeitern, in der Stadtarmut und bei den Kleinbauern. Damit vollzogen sich in der Umgangssprache Berlins neben territorialen auch sozial bedingte Differenzierungen in ihrer Verwendung.

Über diese Sprachform existieren aus dem 19. Jh. eine Reihe von Urteilen, die unterschiedlich ausfallen. Dabei gilt die Bewertung oft nicht nur der Sprachform an sich, sondern umfassender auch dem Sprachverhalten des Berliners, seiner Schlagfertigkeit, seinem Witz. Goethe äußerte in dem Gespräch mit Eckermann (4. 12. 1823) anlässlich der Charakterisierung seines Freundes K. F. Zelter, des Berliner Maurermeisters und Direktors der Singakademie: „Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort [in Berlin, J. Sch.] ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten“. Für den aus Berlin stammenden Schriftsteller K. Gutzkow (1811–1876) war das Berlinische „der scheußlichste aller Dialekte“. W. Alexis (1798–1871), Verfasser historischer Romane aus der Mark Brandenburg, charakterisiert es als einen „Jargon, aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kehricht und Abwurf der höhern Gesellschaftssprache auf eine so widerwärtige Weise komponiert, daß es nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt.“ Selbst Th. Fontane (1819–1898), Kenner der Mark Brandenburg und der Berliner Lebensweise, äußerte sich in einem Brief über das Buch „Der Richtige Berliner in Wörtern und Redensarten“ (1878) zurückhaltend: „Den

<richtigen> Berliner kenn ich noch nicht. Vielleicht, daß er, literarisch verputzt, unterhaltend wirkt. Sein Original ist aber eigentlich furchtbar, weil ich indessen einräume, daß der Königsberger und Cölnler noch schrecklicher ist.“ G. W. F. Hegel äußerte sich zur Schlagfertigkeit des Berliners dagegen folgendermaßen: „Ein Berliner Witz ist mehr wert als eine schöne Gegend“ (1830). Ursachen für negative Urteile dürften vor allem darin liegen, daß das Berlinische vielfach als nachlässig gesprochene Standardsprache aufgefaßt wurde, als verderbtes Hochdeutsch, dessen Gebrauch Ausdruck mangelnder Bildung war.

Im 20. Jh. breitete sich die Berliner Umgangssprache über die Grenzen des Großraums Berlin aus. Sie setzte sich in den Dörfern der Mark Brandenburg – und westlich sowie südlich etwas darüber hinaus – durch. In die von Berlin entfernter liegenden Regionen drang sie im wesentlichen erst nach 1945 ein. Damit entwickelte sie sich zur berlinisch-brandenb. Umgangssprache. Einige ihrer Elemente sind noch in der Gegenwart großflächig über ihren Geltungsbereich hinaus im Vordringen, z. B. das anlautende *j* statt *g* (*jut jebратene jans*) in den Süden Mecklenburgs, *det* statt *dat* ‘das’ in die Altmark. Das gilt auch für einige typische Wörter, Wortschöpfungen und Redensarten, z. B. *Schrippe* oder die Wendung *er geht gleich auf den Baum* ‘er ist leicht erregt’. Bei der Verbreitung des Berlinischen in der Mark Brandenburg sowie einzelner Elemente z. T. über deren Grenzen hinaus war sicher von Bedeutung, daß Berlin als Hauptstadt des dt. Reiches in jeder Hinsicht, damit auch kulturell und sprachlich, eine bedeutende Ausstrahlungskraft besaß.

In den Jahrzehnten der Teilung Deutschlands und damit Berlins nach 1945 entwickelten sich in beiden Teilen des Landes wie der Stadt unterschiedliche Gesellschaftssysteme mit jeweils spezifischen Wirtschaftsstrukturen, Ideologien und Wertorientierungen. Im Bereich der öffentlichen Rede bildeten sich 2 Kommunikationssysteme mit unterschiedlichen internationalen Bindungen heraus. Die direkte Kommunikation zwischen den beiden Teilen Deutschlands sowie Berlins war erheblich eingeschränkt, teilweise unmöglich. Die Teilung Deutschlands und Berlins hatte Auswirkungen auf die Sprache und ihre Verwendung. In den alten Bundesländern einschließlich des Westteils Berlins einerseits sowie in den neuen Bundesländern einschließlich des Ostteils Berlins andererseits bildeten sich

durch die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse determinierte eigenständige kommunikative Normen und Stilnormen heraus. Vor allem in Teilen des Wortschatzes spiegelt sich die unterschiedliche Entwicklung in Neubildungen, Neubedeutungen, Entlehnungen wider. Dazu liegen zahlreiche Untersuchungen vor, deren Ergebnisse hier nicht referiert werden sollen. Wieweit die unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklung im westlichen und östlichen Teil Berlins Auswirkungen auf die berlinische Umgangssprache und ihren Gebrauch hatte, ist dagegen bisher kaum näher analysiert worden.

Auch die Sprachsituation Berlins nach der Wende und der Wiedervereinigung beider Teile Deutschlands bedarf noch eingehender Untersuchungen, die sich sowohl auf die Standardsprache als auch die Berliner Umgangssprache erstrecken müssen. Einige Beobachtungen zur Umgangssprache, die vor allem Einzelphänomene des Wortschatzes, des Gebrauchs und der Bewertung betreffen, lassen zum jetzigen Zeitpunkt noch keine differenzierten, dem Gegenstand angemessenen Aussagen zur Entwicklung dieser Sprachform im wiedervereinigten Berlin zu.

3. Literatur (in Auswahl)

- Beneke, Jürgen, Die Stadtsprache Berlins im Denken und Handeln Jugendlicher. Berlin 1989. (LStA 138).
- Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Hrsg. v. Joachim Schildt/Hartmut Schmidt. 2. bearb. Aufl. Berlin 1992.
- Berliner Straßenecken-Literatur 1848/49. Humoristisch-satirische Flugschriften aus der Revolutionszeit. Stuttgart 1977.
- Berlinisches Stadtbuch. Neue Ausgabe. Hrsg. v. Paul Clauswitz. Berlin 1883.
- Bischoff, Karl, Mittelalterliche Überlieferung und Sprach- und Siedlungsgeschichte im Ostniederdeutschen. Wiesbaden 1966.
- Brandenburg-Berlinisches Wörterbuch. Begründet und angelegt von Anneliese Bretschneider unter Einschluß der Sammlungen von Hermann Teuchert. Bearb. unter der Leitung von Gerhard Ising (ab Bd. 2, Lfg. 5 unter der Leitung von Joachim Wiese). Bd. 1ff. Berlin 1976ff.
- Bretschneider, Anneliese, Berlin und <Berlinisch> in der märkischen Sprachlandschaft. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. Bd. 24, Berlin 1973.
- Dies., Die Brandenburgische Sprachlandschaft. Zur Geschichte und Gliederung (mit Einschluß von Berlin). Gießen 1981.
- Dittmar, Norbert/Peter Schlobinski/Inge Wachs, Berlinisch. Studien zum Lexikon, zur Spracheinstellung und zum Stilrepertoire. Berlin 1986.
- Fischer, Reinhard Ernst, Die Ortsnamen des Havellandes, Weimar 1976. (Brandenburgisches Namenbuch. Tl. 1).
- Ders., Vorslawische Namen in Brandenburg. In: ZfSl 16, 1971, 5.
- Führer, Beate, Das Berlinische im Tagesschrifttum von 1848/49. Studien zum Verhältnis von Idiolekt, Soziolekt und Dialekt. Frankfurt/M./Bern 1982.
- Gebhardt, Heinz, Glaßbrenners Berlinisch. Berlin 1933.
- Grober-Glück, Gerda, Berlin als Innovationszentrum von metaphorischen Wendungen der Umgangssprache. In: ZfdPh 94, 1975, 3.
- Harndt, Ewald, Französisch im Berliner Jargon. 11. Aufl. Berlin 1992.
- Herrmann, Joachim, Einwanderung und Wohnsitz der slawischen Stämme in Deutschland. In: Die Slawen in Deutschland. Hrsg. v. Joachim Herrmann. Berlin 1970.
- Ders., Germanen und Slawen in Mitteleuropa. Berlin 1984.
- Horst, Fritz, Zur bronzezeitlichen Besiedlung des unteren Spree-Havel-Gebietes. In: Zeitschrift für Archäologie 16, 1982, 1.
- Kruse, Detlef, Glaßbrenner und der Berliner Dialekt. Berlin 1987.
- Lademann, Willi, Wörterbuch der Teltower Volkssprache. Berlin 1956.
- Lasch, Agathe, Berlinisch. Eine berlinische Sprachgeschichte. Berlin 1928. [Neudruck Darmstadt 1967].
- Dies., Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jhs. Dortmund 1910.
- Lindenberg, Paul, Berliner geflügelte Worte. Eine Sammlung Berliner Worte und Redensarten. Berlin 1887.
- Moritz, Karl Philipp, Anweisung die gewöhnlichsten Fehler, im Reden, zu verbessern nebst einigen Gesprächen. Berlin 1781.
- Ders., Über den märkischen Dialekt. Berlin 1781.
- Ostwald, Hans, Rinnsteinsprache. Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache. Berlin 1906.
- Prokownik, Edda, Berlinisch – eine Sprache mit Humor. Berlin 1963.
- Riedel, Adolf Friedrich (Hrsg.), Codex diplomaticus Brandenburgensis. Hauptabteilungen I–IV. Supplementband. Berlin 1838–1869.
- Schlimpert, Gerhard, Die Ortsnamen des Teltow. Weimar 1972. (Brandenburgisches Namenbuch. Tl. 3).
- Ders., Die Ortsnamen des Barnim. Weimar 1984. (Brandenburgisches Namenbuch. Tl. 5).

Schlobinski, Peter, Berliner Wörterbuch. Berlin 1986.

Ders., Stadtsprache Berlin. Eine soziologische Untersuchung. Berlin/New York 1987.

Schmidt, Hartmut, Die sprachliche Entwicklung Berlins vom 13. bis zum frühen 19. Jh. In: Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Hrsg. v. Joachim Schildt/Hartmut Schmidt. 2. bearb. Aufl. Berlin 1992, 111–182.

Ders. (Hrsg.), Berlinisch in Geschichte und Gegenwart. Berlin 1988. (LStA 174).

Schönfeld, Helmut, Prozesse bei der Herausbildung regionaler Umgangssprachen im 19. und 20. Jh. (am Beispiel der berlinisch-brandenburgischen Umgangssprache). In: Umgangssprachen und Dialekte in der DDR. WZUG. Jena 1986.

Ders., Die berlinische Umgangssprache im 19. und 20. Jh. In: Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Hrsg. v. Joachim Schildt/Hartmut Schmidt. 2. bearb. Aufl. Berlin 1992, 222–303.

Schulze, Hans K., Die Besiedlung der Mark Brandenburg im hohen und späten Mittelalter. In: Jahr-

buch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Bd. 28. Berlin 1989.

Seelmann, Wilhelm, Berliner Totentanz. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Bd. 24. Norden/Leipzig 1895.

Teuchert, Hermann, Die Mundarten der brandenburgischen Mittelmark und ihres südlichen Vorlandes. Berlin 1964.

Ders., Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jhs. Neumünster 1944.

Weigel, Sigrid, Flugschriftenliteratur 1848 in Berlin. Geschichte und Öffentlichkeit einer volkstümlichen Gattung. Stuttgart 1979.

Wiese, Joachim, Kleines Berliner Wörterverzeichnis. In: Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Hrsg. v. Joachim Schildt/Hartmut Schmidt. 2. bearb. Aufl. Berlin 1992, 351–422.

Wolf, Siegmund A., Wörterbuch des Rotwelschen. Mannheim 1956.

Joachim Schildt, Berlin/Mannheim

162. Die Stadt in der neueren deutschen Sprachgeschichte III: Köln

1. Kölner Sprachgeschichte bis 1500
2. Kölner Stadtsprachgeschichte seit 1500
3. Literatur (in Auswahl)

Vorbemerkung: Aufgrund der geänderten Konzeption des Handbuchs mußte der ursprüngliche Artikel auf ca. ein Drittel des Umfangs gekürzt werden. Dies erfordert neben dem Generalverweis öfter Einzelverweise auf die ausführlicheren Darlegungen in der 1. Aufl. Das Kap. 1 mit grundsätzlichen Überlegungen zur historischen Stadtsprachenforschung mußte entfallen (vgl. Maas/Mattheier 1987; Grolimund 1995, 12–31). Den chronologischen Rahmen haben wir belassen.

1. Kölner Stadtsprachengeschichte bis 1500

1.1. Der gesellschaftliche und sprachliche Ausgangspunkt im 13. Jahrhundert

Die Kölner Bevölkerung bestand im 13. Jh. aus zwei bzw. drei gesellschaftlichen Gruppen (Ennen 1975; Mattheier 1982). Administrativ und intellektuell führend ist die Geistlichkeit, bestehend aus der erzbischöflichen Regierung, aus den meist hochadelig besetzten

Stifts- und Kloostergemeinschaften, den wenigen stadtkölnischen klösterlichen Gemeinschaften und dem Pfarrklerus (Johag 1977). Der nicht-klerikale Adel spielt nur eine untergeordnete Rolle. Daneben steht im weltlichen Bereich das Stadtbürgertum, zu gliedern in Kaufleute, Handwerker und Nicht-Selbständige/Arme. Teile von Kaufmannschaft und auch Handwerk (v. a. 'Gewandschneider' und 'Goldschmiede') schließen sich bald innerhalb des Stadtreiments als Patriziat von den übrigen ab (vgl. Groten 1995; Überblick Groten 1991).

Die Schriftlichkeit ist weitgehend auf die Geistlichkeit beschränkt, die in sicher unterschiedlichem Maß alphabetisiert war. Geschrieben und gelesen wurde weitgehend Lat. Nach Langosch (1978, 1152–1168, 1186–1192) ist Köln vor dem 13. Jh. ein Zentrum lat. Schriftlichkeit und Literatur. An deutschsprachigen literarischen Texten sind nur wenige vor 1250 sicher in Köln entstanden (Bekkers 1983 a, 1018; Morant u. Galie?; Bach 1931), bis 1270 Gottfried Hagen seine Reimchronik verfaßt (Rapp 1995). Da seit der Mitte des 13. Jhs. auch die ersten volkssprachlichen Urkunden (Schreinsbucheintrag

1248; zu Schreinskarteneinträgen im 12. Jh. Gärtner 1994) auftreten, darf man seitdem mit einer gewissen Lese- und Schreibkompetenz in der (regionalen) Volkssprache bei der patrizischen und klerikalen Oberschicht rechnen. Über die Sprechsprache der Kölner in dieser Zeit – Unterschiede zwischen stadt- und landkölnisch (vgl. Müller 1912), sozial-vertikale Schichtung, Latein bei Klerikern und sonst – wissen wir so gut wie nichts.

Zwei langfristige sprachgeschichtliche Prozesse kennzeichnen in Köln wie auch sonst die weiteren grundlegenden Veränderungen der Sprachgebrauchsstrukturen, nämlich Alphabetisierung und Standardisierung (Guchmann 1964, 1969; Besch 1988; Giesecke 1992). Beide gehen nicht zuletzt darauf zurück, daß wirtschaftliches Wachstum, Intensivierung und Differenzierung der administrativen Tätigkeit seit dem 13. Jh. gerade in den Städten Schriftlichkeit unumgänglich machen. In der Folgezeit greifen die kommunikativen Kontakte über die eigene Region hinaus und erzwingen allmählich den Aufbau eines überregionalen standardisierten Kommunikationsmittels zunächst auf der Schrift-ebene. In Köln werden diese Veränderungen zeitlich gestaffelt in drei Entwicklungszügen resp. Phasen greifbar.

Die erste Phase der kölnischen Sprachgeschichte nach 1250 besteht zunächst in der Ergänzung und dann in der Ablösung des Lat. durch eine dt. regionale Schreibsprache mit der Ausbildung einer eigenen schreibsprachlichen Tradition im Kölner Raum. Sie dauert bis zum Beginn des 16. Jhs., obgleich dann die Ablösung des Lat. noch keineswegs abgeschlossen ist. Die zweite Phase bringt die Übersichtung der rip.-kölnischen Schreibsprache durch eine überregionale, eher im 'Oberland' realisierte Schriftsprache, Grundlage der heutigen Standardsprache. Diese Entwicklung dauert – mit zwischenzeitlich sdt. (Mode)-Ausrichtung – bis in das 18. Jh., obgleich im wesentlichen gegen Ende des 16. Jhs. abgeschlossen (vgl. Hoffmann 1993; Macha 1993). Die dritte Phase der kölnischen Sprachgeschichte sehen wir in der Ergänzung des Ortsdialektes durch eine zunächst konkurrierende, unterschiedlich dialektgeprägte hd. Sprechsprache. Dieser Prozeß der langsamen Verhochdeutschung des kölnischen Stadtdialekts mit vielen Zwischenstufen ist heute noch im Gange. Dabei behauptet der Stadtdialekt, anders als wohl in ländlichen Regionen des Rheinlandes, durchaus noch seinen Platz im Sprachgebrauchsgefüge.

1.2. Die Durchsetzung der Volkssprache im Schrifttum der Stadt Köln

Üblicherweise wird die 'Ablösung' des Lat. mit dem ersten Auftreten volkssprachlicher Urkunden in Verbindung gebracht. Aber auch in „Köln erstreckt sich der ganze Prozeß der Aufnahme des Deutschen in die Schriftlichkeit über einen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten, ohne daß dies schon mit einer absoluten Verdrängung des Lateinischen gleichzusetzen wäre“ (Schützeichel 1974, 33; vgl. Langer 1970, 355–366). Im Hochmittelalter war das Schreib- und Bildungswesen weitestgehend vom latinisierten Klerus monopolisiert (vgl. etwa Rörig 1953) und volkssprachliches Schreiben auf eine vom Umfang her geringfügige literarische Schriftlichkeit beschränkt. 'Belletristische' Literatur spielt deshalb in Köln keine progressive Rolle in der Frage der Ablösung des Lat. (vgl. zu diesem Komplex Peters 1983; Honemann 1983; Bach 1931). Das städtische Geschäftsschrifttum, d. h. Urkunden und Akten, liefert folglich die wesentlichen Grundlagen für eine Analyse des Sprachenwechsels Latein–Volkssprache in der ersten Phase der Kölner Sprachgeschichte.

Für das 13. Jh. in Köln darf man von wenigstens zwei institutionalisierten Schreibstätten ausgehen: einer Kanzlei des Erzbischofs und Kurfürsten (vgl. Janssen 1969) und einer der Stadtgemeinde (vgl. Pitz 1959). Im 14./15. Jh. ist mit einem organisatorischen Ausbau dieser Kanzleien zu rechnen, weitere schon selbständig Schriftverkehr führende Institutionen sind bezeugt bzw. nach der Zunahme der überlieferten Geschäftstexte sicher anzusetzen.

Diese Schreibstätten sind in etwa vier Gruppen aufzuschlüsseln, nämlich 1. die zwölf Sondergemeinden (Grundbuchführung in den Schreinen der Kirchspiele mit äußerst umfangreichen Schreinsbüchern, dazu Amtleutbücher mit statutarischen Texten und Namenlisten); 2. die etwa 20 Ämter (so heißen in Köln die Zünfte) mit Zunftbüchern, beinhaltend Statuten, Protokolle und Bruderschaftsbücher; 3. die geistlichen Korporationen wie Klöster, Stifte, Konvente (Urkunden und Liegen-schaftsverzeichnisse), 4. schließlich die Kontore der Händler und Kaufleute (Rechnungsbücher, Briefe) (vgl. Hoffmann 1983, 105f.).

Stein (1893, CXVIII–CLXXIX; vgl. dens. 1895) zeigt, daß im 14. Jh. überwiegend Kleriker, daneben allmählich schon juristisch gebildete und andere Laien, größtenteils aus dem rheinischen Raum, die Kanzleileitung oder Schreiber-Ämter wahrgenommen haben.

Lat. als Schreibsprache stand also diesem Personenkreis qua Ausbildung zur Verfügung, wohl auch den Schreibern der kleineren, 'neueren' Schreibstätten. Denn die Schule blieb als Lateinschule in geistlicher Hand, ob als Dom-, Stifts- oder schon städtische Pfarr- oder Bürgerschule (vgl. für Köln Lau 1898, 325f.; Johag 1977, 147–152, 187f.). Die 'Ausbildung' in der dt. Sprache/Schreibe läuft unkoordiniert der Entwicklung des Schulwesens parallel, entstanden „aus den praktischen Bedürfnissen der von der Verschriftlichung des öffentlichen Lebens betroffenen Handwerker und Kaufleute“ (Grubmüller 1983, 392; vgl. auch Henkel 1988; Bode-mann/Grubmüller 1992). Der Ausbildungsweg des Schreibpersonals liefert also kein entscheidendes Motiv für die Ablösung des Lat. im Geschäftsschrifttum. Vielmehr kommen im Spätmittelalter die Schreib- und Lesebedürfnisse anderer, weitgehend lateinunkundiger gesellschaftlicher Gruppen (die gesamte Ebene der bürgerlichen Selbstverwaltung, Kaufleute, Handwerker und ihre Organisationen) neu und mit neuen Aufgaben für Schriftlichkeit gerade in der Stadt immer stärker hinzu (vgl. Skrzypczak 1956; Maas 1985: „Demotisierung eines professionellen Arkanums“!).

Der Teilprozeß des Sprachenwechsels Lat.-Dt. in der ersten Phase der äußeren Kölner Sprachgeschichte wird nach den typologisch gefaßten Bereichen Urkunden und Akten im Geschäftsschrifttum dargestellt (vgl. Hoffmann 1980, Mattheier 1982, 234–240; zum späten Sprachenwechsel in der Wissenschaftssprache und an den Universitäten vgl. Menzel 1996, Schiewe 1996). Sprachliche Inter- und Transferenzen (Lat. in volkssprachlichen Texten, dt. Namen in lat. Texten, Entlehnungen) bleiben mangels Vorarbeiten zum historischen Ablauf ausgeklammert. Insgesamt scheint es so zu sein, daß in den neu auftretenden Textsorten im Aktenbereich die Volkssprache zumeist ohne eine Zwischenstufe von ausgeprägter Interferenz erscheint. In den traditionellen, den urkundlichen Texten dagegen sind öfter und längerfristig solche Zwischenformen mit Glossierungen lat. Lexeme bzw. kleiner Syntagmen, mit Erhaltung einzelner Teile des Urkundenformulars, etwa der Datumszeile, in lat. Sprache bis hin zum Typus des zweisprachigen Transsumpts zu beobachten (vgl. Hoffmann 1980, 143; Schultze 1975 zum Problem der Parallelurkunden des 13. Jhs.).

1.2.1. Zur Entwicklung im urkundlichen Bereich

Das frühe, in Relation zu anderen Städten erstaunlich häufige Auftreten des Deutschen in Kölner Urkunden zwischen 1250 und 1265 bleibt Episode (zu Vorstufen im 12. Jh. vgl. Gärtner 1994). Nach jüngsten paläographischen Forschungen (vgl. Gärtner 1995) sind allein 23 von 36 volkssprachlichen Urkunden dieses Zeitraumes dem Stadtschreiber und Chronisten Gottfried Hagen zuzuschreiben. Von den ca. 620 Urkunden des Kölner Stadtarchivs aus dem 13. Jh. sind insgesamt nur 39 volkssprachlich (vgl. Schellenberger 1974). Auch die 1. Hälfte des 14. Jhs. weist im gemischten Bestand des Stadtarchivs (Aussteller nicht nur Kölner) kontinuierlich nur um die 11% deutschsprachige Stücke auf. Die 50er Jahre kann man dann geradezu als Wendemarke in der Sprachenwahl ansehen: von 329 Urkunden verwenden schon 119 = 36,1% die Volkssprache. Zum Ende des 14. Jhs. sinkt der Anteil lat. Stücke deutlich unter 10% (vgl. Hoffmann 1980, 129ff.). Zugrundeliegender Rahmen für die Zunahme der Volkssprache ist die generelle Quantitätssteigerung in der städtischen Urkundenproduktion: Die Gesamtzahl der Urkunden im Stadtarchiv beträgt für die 1. Hälfte des 14. Jhs. 1300 Stücke, dagegen 4000 bis zum Jahr 1400 (vgl. Urkundenarchiv 1884ff.).

Den Verlauf des Sprachenwechsels im 14. Jh. kann man für die Kanzlei des Erzbischofs genauer beschreiben, wenn man über das Regestenwerk (= REK) nur die Ausstellerurkunden berücksichtigt (s. Abb. 1).

Ein Vergleich der beiden Kanzleien zeigt, daß die Abwahl des Lat. in der erzbischöflichen Kanzlei langfristiger und kontinuierlicher verläuft als in der städtischen, wo eine kürzerfristige, schnellere Phasierung zu beobachten ist. Die Zunahme der Volkssprachlichkeit auch in der Kanzlei des Erzbischofs ist offenbar nicht mit einer solch erheblichen Steigerung der Gesamtproduktivität verbunden wie in der Stadtkanzlei. Man muß offenbar je Kanzleibetrieb/Schreibstätte unterschiedliche Faktoren für die Verwendung der Volkssprache in Rechnung stellen. Der Schriftverkehr der erzbischöflichen Kanzlei fand nicht zuletzt mit dem Klerus des Erzbistums, vom Domkapitel angefangen und darüber hinaus, etwa mit der Kurie, statt, der Kurfürst als Landesherr hatte lateinunkundige Adressaten/Partner im Reich und außerhalb des Reiches. Die städtische Kanzlei zielte dagegen eher auf innerstädtische oder in der

Zeitraum	Latein	Deutsch	Gesamt
1304–1332	669 = 96,9%	21 = 3,1%	690
1332–1349	402 = 85,7%	67 = 14,3%	469
1350–1362	213 = 65,7%	111 = 34,3%	324
1363–1370	202 = 71,4%	81 = 28,6%	283
1371–1380	248 = 59,6%	168 = 40,4%	416
1381–1390	127 = 39,6%	194 = 60,4%	321
1391–1400	59 = 18,3%	264 = 81,7%	323

Abb. 162.1: Sprache der Ausstellerurkunden der Erzbischöfe von Köln (nach: REK Bd. 4–10)

rheinländischen Umgebung beheimatete, überwiegend laikale Adressaten/Partner. Sie wurde in viel stärkerem Maße zur Behörde für ca. 40 000 Einwohner in den verschiedensten Rechts- und Administrationsangelegenheiten. Hier wurde die Volkssprache als auch schriftliches Kommunikationsmittel der Betroffenen unentbehrlich (vgl. Hoffmann 1980, 132ff.).

Ein weiterer Motivationsfaktor für die Sprachenwahl kann mittels einer textsortenspezifischen, inhaltlich definierbaren Gliederung nach Urkundentypen verdeutlicht werden. Unter den 416 Ausstellerurkunden des Erzbischofs Friedrich von Saarwerden von 1371–1380 befinden sich 77 Lehnurkunden (42 dt., 35 lat.), aber nur 9 Quittungen verschiedener Art und 2 Versorgungs-Urkunden für Ritterwitwen. Unter den 'gemischten' Urkunden des Stadtarchivs von 1351–1360 gibt es nur 7 Quittungen (6 dt.), in den 964 Urkunden von 1381–1390 befinden sich dagegen schon 189 deutschsprachige Quittungen, v. a. über Soldzahlungen, keine lat., sowie 107 deutschsprachige Versorgungs-Urkunden, nur eine lat. Weiter sind im letztgenannten Bestand Renten-Urkunden verschiedener Art (Bürger-, Jahrrenten) mit 210 Stücken in dt. Sprache hochfrequent vertreten gegenüber nur einer lateinischen. Solche Urkundentypen sind typische schreibsprachliche Produkte einer im stetigen Ausbau befindlichen arbeitsteiligen städtischen Wirtschaftsgesellschaft und typische Dokumente der administrativen Organisation der stadtbürgerlichen Gemeinde. Der Weg in die Volkssprachlichkeit verläuft also nicht zuletzt über 'Privaturkunden' und deren erhebliche Funktionserweiterung im 14. Jh.

1.2.2. Zur Entwicklung im Aktenbereich

Besonders anhand der stadtkölnischen Akten können Verschiebungen in den Texttypen resp. -inhalten des Geschäftsschrifttums als wichtige Motivation für die Verwendung der Volkssprache beobachtet werden. Erste dt. Texte gehören noch ins 13. Jh.: 1250–1260 das Recht der Dienstmänner des Erzbischofs, 1240–1270 das Statutenbuch der Sondergemeinde St. Brigiden, 1270 die Zunftordnung der Tuchscherer. Dies sind neue Texttypen, ähnlich wie die in der Kanzlei des Rates, dem „Mittelpunkt des gesamten öffentlichen Lebens in der Stadt“ (Stein 1893, 11; Huiskes 1990, XXVII ff.) im 14./15. Jh., ab 1321 angelegten verschiedenen 'Stadtbücher' (vgl. Stein 1893, Einleitung), oder auch die ab 1367 erhaltenen Kopien- oder Missivenbücher mit Abschriften der städtischen Briefe (vgl. Möller 1998). Alle diese Typen von Akten werden im früheren 14. Jh. weitgehend neu und in dt. Sprache angelegt, während die alten Typen von Kanzleierzeugnissen, v. a. Urkunden, die tradierte lat. Sprache noch bis weit in dieses 14. Jh. in erheblichem Umfang beibehalten. In den einzelnen Aktenbeständen gerade der jungen Schreibstätten von den Sondergemeinden bis zu den Zünften ist durchweg die dt. Sprache von Beginn an vorherrschend (Ausnahmen: Schreinsbücher bis 1395 lat. [außer dem 'neuen' Judenschreinsbuch nach dem Pogrom von 1350] und Testamente bis nach 1400 mit lat. Tradition, dazu Klosterberg 1995, 46f.; vgl. in einzelnen Hoffmann 1980, 137ff., 144f.; 1. Aufl. 1845–47). Dies kann wiederum mit den quantitativen und qualitativen Verände-

rungen des Wirtschafts-, Sozial- und Rechtslebens der spätmittelalterlichen Stadt begründet werden.

1.2.3. Zentrale Aspekte des Durchsetzungsprozesses

Für eine Deutung der am Kölner Geschäftsschrifttum beobachteten Entwicklung bieten sich folgende in der Forschung unterschiedlich akzentuierte Aspekte an:

- Der sozialgeschichtliche Aspekt: Es treten neue, nämlich laikale, nicht oder kaum lat. gebildete Personengruppen als Produzenten wie Adressaten in die Schreibtätigkeit ein, die anderen Schichten angehören (Stadtbürger, Handwerker, Kaufleute) als die Kleriker des Hochmittelalters. Mit dieser personalen Erweiterung wird auch individuelle Sprachenwahl der am Schreibprozeß Beteiligten (Auftraggeber, Schreiber, Drucker) eher möglich; Institution oder Textsorte schreiben die Sprache nicht allein zwingend vor.
- Der wirtschaftsgeschichtliche Aspekt: In den wirtschaftlichen, rechtlichen und administrativen Verhältnissen treten Veränderungen ein, die zunehmend eine schriftliche Dokumentation unumgänglich machen; dies fordert und fördert die Volkssprache, die ja sicher die mündliche Umgangssprache der Betroffenen war.
- Der Bildungsaspekt: Die Alphabetisierung als Lese- und Schreibfähigkeit wird qua erweiterter Ausbildung gesteigert und zieht auch eine stärker geschriebene Verwendung der Muttersprache nach sich.
- Der textuelle Aspekt: Die Produktion von Texten im nicht-fiktionalen Bereich steigt; dies fordert und fördert wiederum die dt. Sprache als Muttersprache der Beteiligten. Es treten neue Inhalte/Themen auf, die innerhalb der tradierten Textsorten und ihrem lat. geprägten ‘Formular’ nicht mehr bewältigt werden können (Akten, Rechnungen, Quittungen).
- Der Bewertungsaspekt: Die Volkssprache gewinnt (auch als Folgeerscheinung der bisher genannten Faktoren) an Prestige bei den Schreibenden und kann über diese Wertsteigerung das Latein allmählich auf bestimmte, z. T. universitäre Fach-Bereiche (Theologie u. ä.) zurückdrängen.

Alle diese komplexen Faktorenbündel sind mit der Entwicklung der Städte im Spätmittelalter als Zentren von Modernisierung in Verbindung zu bringen, in der prägnanten

Formel von Schmitt (1966, 140): „Urkunde, Pergament, Buchschrift, Latein, Kunsthandwerk, mönchisch-geistlicher Schreiber [Hochmittelalter] – Akt, Papier, Geschäftskursive, Deutsch, Handwerk, weltlicher Berufsschreiber [Spätmittelalter].“

Zusammenfassend können beim Sprachenwechsel Lat.-Dt. im Kölner Geschäftsschrifttum typologisch zwei Teilprozesse unterschieden werden. Einmal geht es um ein allmähliches ‘Ersetzen’ von zunächst lat. Texttypen durch dt., v. a. im traditionellen Urkundenbereich, auch bei Übersetzungen im fiktionalen Bereich, zum anderen um direktes, Übergangsloses ‘Einsetzen’ der Volkssprache besonders im Aktenbereich und bei den neuen Urkundentypen. Beide Teilprozesse greifen in der sprachgeschichtlichen Konstellation ‘Köln 13.–15. Jh.’ ineinander. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jhs. wird die Volkssprache dann in allen Texttypen verwendet. Der Aufstieg der Muttersprache mit einer Steigerung ihrer Wertschätzung durchzieht das ganze 14. Jh., zeitlich einhergehend mit einem erheblich steigendem Maß an Schriftlichkeit überhaupt. Dabei liegt der Hintergrund dieser Entwicklung in der fortschreitenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und rechtlich-administrativen Binnendifferenzierung der spätmittelalterlichen Stadt.

Zu erwähnen bleibt noch der Textbereich des Buchdrucks, in Köln ab 1464/66. Unter den 1271 Inkunabeln bis 1500 finden sich nur 50 = 3,9% in dt. Sprache, 25 davon allein aus der Koelhoffschen Offizin. Es handelt sich dabei zumeist um erbauliche, oft übersetzte Texte, bei den lat. zu 51% um theologische Fachtexte (Voullième 1903). Interessant ist der Befund der 90 Einblattdrucke bis 1500: Von den 41 kirchlich-religiösen Texten unter ihnen sind 36 lat., von den 35 ‘Amtdrucksachen’ (Münzordnungen z. B.) dagegen nur 1 Text (Schmitz 1979). Dies stimmt in der Tendenz zur oben beschriebenen Entwicklung in der ‘geschriebenen’ Sprache.

1.3. Der ripuarische Schreibdialekt bis gegen 1500

1.3.1. Methodisches

Im spätmittelalterlichen Köln wird auf der schreibsprachlichen Ebene neben dem Lat. seit dem 13. Jh. und stark zunehmend im 14. und 15. Jh. eine volkssprachliche Schreibvarietät verwendet in geschäftlichen wie literarischen Texten, in offiziellen wie privaten Schreibsituationen. Ob und wie dieser rip.

Schreibdialekt in Struktur und Verwendung differenziert ist, oder Veränderungen erfährt, ist wenig erforscht (vgl. Überblicke bei Schützeichel 1962; 1972, Hoffmann 1983, Möller 1998). Zur Sprechsprache s. 1.3.3.

Eine historische Darstellung der frühen Stadtsprache Kölns bis gegen 1500 sollte deren Entwicklung unter den Aspekten von Konstanz und/oder Wandel möglichst breit nach sprachlichen und außersprachlichen Bedingungen erfassen. Materialiter sind dazu möglichst viele Texte aus verschiedenen Schreibsituationen und verschiedenen Zeiträumen heranzuziehen, nach ihren Sprachformen auf allen Ebenen zu beschreiben und historisch-außersprachlich zu situieren. Mit einer solchen Darstellung wäre dann ein Grund gelegt für die in der weiteren Entwicklung seit dem 16. Jh. zentrale Frage nach der Ablösung des städtischen Schreibdialektes zugunsten der überregionalen Schriftsprache (vgl. unten 2.). Eine Art literarisierter Schreibdialekt erscheint danach in veränderter Form und funktional reduziert erst wieder in der Mundartdichtung seit dem 18. Jh.

1.3.2. Die schreibsprachliche Entwicklung

Insgesamt muß man von einem in den Kernbereichen relativ stabilen rip. Schreibdialekt (Überblicke bei Neuß 1969, 311 ff., Beckers 1980, 152 ff., Möller 1998, 120–191 für die Ratskanzlei) im spätmittelalterlichen Köln ausgehen, wie dies in vielen Einzelstudien vor allem bezüglich des Konsonantismus dargestellt worden ist (Schellenberger 1974, Habscheid 1997 für die Urkunden des 13. Jh.; Langenbacher 1970 für das Judenschreibbuch aus der 2. Hälfte des 14. Jh.; Dornfeld 1912, Rapp 1995 für die Hagense Reimchronik; Beckers 1980 für Wilhelm von Boldensele; ders. 1983 für die Crane-Prosa um 1470/80, Möller 1998 für die Briefbücher des 15. Jhs.).

Dazu gehört der spezifisch rip. Stand der Ausprägung der zweiten Lautverschiebung mit unverschobenem /p/ im Anlaut, in der Geminierung und nach /m, r, l/ (*pund, plegen, werpen*), mit einigen lexikalisierten Ausnahmen (*dat, wat, it, allit, dit, tuschen, soicken*) bei den Tenues, mit Erhaltung von /d/ und /g/, letzteres wohl mit spirantischem Lautwert, bei den Medien, sowie mit <v/f(f)> für germ. /b/ (*geven, gaff* für 'geben, gab'). Im Vokalismus sind die Verhältnisse komplizierter, auffallende Merkmale sind die Bezeichnung der Vokallänge durch nachgestelltes <i>, auch <e> oder <y>, vor allem in geschlossenen Silben seit der Mitte des 13. Jhs. (zuletzt Klein 1995), sodann Dehnung und z. T. Senkung von /i/ und /u/, Monophthongierung und z. T.

Senkung von mhd. /uo/ und /ie/ mit Problemen des Zusammenfalls und der graphischen Differenzierung, und andere weniger systematische Kennzeichen. Im lexikalischen Bereich können etwa *tuschen* 'zwischen', *wapen* 'Waffen', *portz* 'Pforte', *mallich* 'jeder', *kallen* 'sprechen', *umbtrint* 'ungefähr' (vgl. Listen in Beckers 1983, 96 ff., Hoffmann 1991, 162 ff.) genannt werden, in der Morphologie die Endungsflexive *-en* und *-s* der 1. und 2. Pers. Sg. Präsens oder das Flexiv *-t* der 3. Pers. Sing. Präs. in *wilt*, Prät. und Part.-Prät. *satte, gesat* zu 'setzen' (dazu Habscheid 1997), das Nominalsuffix *-de* in der Wortbildung, z. B. *gewoende* 'Gewohnheit', und vieles andere. Nur sind diese Elemente nicht exklusiv stadtkölnisch und z. T. auch nicht exklusiv rip., und sie treten selten einmal ohne jede Variation in den Texten auf, insbesondere den geschäftssprachlichen. Deshalb können mit allen Vorbehalten unterschiedliche Phasen und Typen von Variation in der Kölner Schreibsprache bis gegen 1500 angesetzt werden.

Zum Typus geringer Variation gehört der o. g. Stand der Lautverschiebung wie der Konsonantismus insgesamt. Geht man über diesen relativ stabilen Kernbereich hinaus, läßt sich im 14. Jh. im Kölner Geschäftsschrifttum, aber auch in literarischen Texten, eine nicht unerhebliche Variation beobachten (s. dazu die ausgeführten Beispiele in Hoffmann 1983, 108 ff., in der 1. Aufl., 1848 ff., bei Beckers 1980, ders., 1983, Hoffmann 1988, 102 f.). Im 15. Jh. scheint dann so etwas wie eine Autozentrierung und Standardisierung auf einen einheitliche(re)n kölnisch-rip. Schreibdialekt hin abgelaufen zu sein. Für ein Beispiel wie *als/as* erscheint es deshalb nur unter dem Blickwinkel des 15. Jhs. mit relativ stabilem *as* möglich, für Köln von einem 'Vordringen' des südlichen *als* zu sprechen: Im 13./14. Jh. gilt in Köln die Konkurrenz von *as* und *als*, im 15. Jh. wird *as* die klar dominierende Variante, die danach erst von südlichem *als* verdrängt wird (vgl. Möller 1998, 175 f.). Dieses und weitere herangezogene Beispiele aus den im 13./14. Jh. inhomogenen Sprachbereichen verweisen darauf, daß der in Köln ablaufende Standardisierungsprozeß des 15. Jhs. keineswegs eine Antizipation hd. Merkmale wie *als, zu, um, nicht, vnde* usw. darstellt, sondern offenbar auf regionaler Grundlage beruht und zu *as, zo, vmb/omb, niet, ind(e)* führt. Es findet ein regional-interner Ausgleichs- bzw. Auswahlprozeß statt, „nicht ein kontinuierlicher Weg in Form einer Vor- oder Anlaufphase für ein Hochdeutsch südlicher oder östlicher Prägung“ (Hoffmann 1983, 111). In der frühen Phase der Entwicklung auch städtischer Ausprägungen von

Schreibdialekten müssen wohl diskontinuierliche, innerhalb regionaler Merkmalsausprägungen variierende bis hin zu usuellen, innerdialektalen Standardisierungen reichende Prozesse verstärkt einbezogen werden. Wenn dann Variablen gefunden werden, die erst im späten 15. Jh. in stärkerem Maße Varianten aufweisen, erst dann kann man von südlichem Einfluß sprechen; so etwa bei *of(f)* 'oder', das zunächst nur graphisch/lautlich mit *ove*, *ofte* konkurriert, im 15. Jh. aber verstärkt durch *ader* und dann *oder* ersetzt wird (vgl. Möller 1998, 180). Köln ist vom 14. zum 15. Jh. Zentrum einer stabilen regionalen Schreibsprache mit Ausstrahlung auf sein rheinisches Umland, aber auch darüber hinaus etwa in den westfälischen Sprachraum (vgl. Peters 1993, 628ff. für Münster).

Schreibsprachliche Schichtung in dieser Phase ist vor allem über die Textsorten zu rekonstruieren. Für die Entwicklung bis gegen 1500 kann für Köln in Ansätzen ein Bild bestätigt werden, wie es Debus (1983, 931) für ältere sprechsprachliche Dialekträume formuliert hat: „Auch die durch Sprachmischung und -ausgleich bestimmte mittelalterliche *Stadt* mit ihren die Sprachentwicklung zunehmend beeinflussenden Lebensformen hat wohl keine gravierenden Sprachschichtunterschiede gekannt.“ Die städtischen, kanzleimäßigen, mehr oder weniger offiziellen Geschäftstexte können weitgehend in dieses Bild eingeordnet werden. Die stärkere überregionale Orientierung der erzbischöflichen Kanzlei ermöglicht dabei offenbar frühere und intensivere südliche Einflüsse im späten 15. Jh. (vgl. Wrede 1926). Private Texte aus dieser Zeit fehlen so gut wie völlig, etwa private Rechnungen, Eingaben, Beschwerden etc. Aber auch in z. T. überlieferten Prozeßakten, z. B. der Verhörniederschrift des Falkenstein-Prozesses von 1482, wird, obgleich durchsetzt mit Elementen direkter wie indirekter Rede, dieselbe usuelle spätmittelrip. Schreibsprache verwendet wie im nachfolgenden offiziösen Edikt des Rates (Edition Stein 1895, 493ff.). Wie sprachlich gemischt aber um 1500 ein privates Tagebuch eines wohl gebildeten Kölner Bürgers aussehen kann, zeigen die Aufzeichnungen des Hilbrant Sudermann von 1489–1504 (normalisierende Edition Cardauns 1879) mit einer Reihe von diffusen Hyperkorrekturen auf rip. Basis (*zuschen* für *tuschen*, *ufer* für *o(e)ver*, *klin* für *klein*, *verkuffen* für *verkouffen* usw.) und ausgeprägten dialektalen Direktanzeigen (*woren* statt *waren*, *goffen* statt *gaven*,

op statt *up* usw.); südliche Merkmale sind dagegen selten: neben *is* einmal *eis* 'Eis'.

Um 1500 schlägt sich in der schreibsprachlichen Situation der Stadt Köln zum einen der Kontakt mit dem Süden verstärkt nieder, vor allem in der erzbischöflichen Kanzlei, zum anderen ist ein noch relativ ausgeprägter, bewußt gepflegter rip.-stadtkölnischer Schreibusus bis in die literarischen Texte hinein breit zu belegen; dies gilt auch für die zahlreichen erbaulichen Erzeugnisse des frühen Kölner Buchdrucks (vgl. Beckers 1989). Nach einem längeren variativen Stadium bis zum 14. Jh. und einer Standardisierung im 15. Jh. ist das schreibsprachliche Verwendungsgefüge um 1500 aufgebrochen und für die Beobachtung von Schreibschichtung zunehmend zugänglich, weil die andere(n), v. a. hd., Schreibsprache(n) in den Horizont der in Köln Schreibenden/Druckenden geraten ist (sind). Dazu gehört auch, daß in den ausgehenden Briefen des Kölner Rates im 15. Jh. eine deutliche schreibsprachliche Empfängerorientierung üblich war, insbesondere im Schriftverkehr mit 'oberländischen' Städten, wie Möller (1998) eindrücklich nachgewiesen hat.

1.3.3. Die sprechsprachliche Entwicklung

Für den gesprochenen Kölner Stadtdialekt im Mittelalter oder gar seine Varietäten darf der Satz Müllers (1912, 80) gelten, „dass man sich hüten muss, in den Kölner Archivalien des 12.–16. Jh. eine reine Quelle für die Erforschung der gleichzeitigen mdartl. Sprachzustände zu sehen“, besonders im Vokalismus.

Ob und wie weit der Stadtdialekt selbst noch nach Stadtvierteln, sozialen Gruppen, Situationen differenziert war, läßt sich kaum feststellen (vgl. aber Elmentaler 1999 zu Duisburger Verhältnissen). Die Überlegungen von Heinrichs (1961) zu Reflexen sprechsprachlicher Schichtungen in rheinischen Texten des späteren Mittelalters aufgrund von Doppelformen wie *andait eff andaicht*, von Kontaminationen und Hyperkorrekturen beruhen auf nicht in allen Punkten vergleichbaren Text- und Sprachdaten, so daß von dem Ansatz einer dreifachen Schichtung eigentlich am Ende nur die zweifache in eine Grund- und eine Hochschicht übrigbleibt (vgl. ebda, 125); letztlich ist von mehr mundartlich versus schreibsprachlich die Rede. Hervorgehoben werden durch solche nicht eben zahlreiche Beispiele – *vorte eff vorhte* etwa für den Ausfall von *ch* vor *t* – mögliche Lautungen

der Mundart, die in der Schreibsprache gemieden werden: Für eine sozialschichtliche Zuordnung solcher Phänomene ist damit noch wenig gewonnen. Daß, wie Heinrichs (1961, 105) schreibt, „die stolzen Kölner Kaufleute und Patrizier anders gesprochen haben als die ‘Kölsche Kappesbure’ und ‘Veschmenger’ [Fischhändler]“, braucht nicht bezweifelt zu werden, *wie* sie anders gesprochen haben, ist mit dem vorhandenen Instrumentarium – Variation in schreibsprachlichen Texten – kaum auszumachen.

Für eine Kaufleute- und Fernhandelsstadt vom Ausmaß Kölns muß man weiterhin annehmen, daß allein aufgrund von Migration und Kontakt andere gesprochene Varietäten des Dt. und Nl. jedenfalls perzeptiv vorhanden waren (vgl. Mattheier 1986) wie auch andere Sprachen (Lat., Frz.). Mehrsprachigkeit auf der sprechsprachlichen Ebene kann man außer beim gebildeten Klerus wohl nur für die Verstehens- und Leseebene ansetzen.

2. Kölner Stadtsprachengeschichte seit 1500

2.1. Der Wechsel der Schriftsprache

Das 16. Jh. ist für die Stadt Köln wie für die meisten Städte des Nordens und Westens eine Achsenzeit in der sprachlichen Entwicklung. In diesem Jh. verdrängt eine auch im Bewußtsein der Sprecher ‘fremde’ Schreibsprache die angestammte, aus den regionalen Dialekten entstandene Schreibsprache. In Köln wird das Ripuarische verdrängt. Nicht-riparuarische Schriftlichkeit gibt es in Köln in unterschiedlichem Ausmaß schon seit der Entstehung volkssprachlicher Texte. In den Schreibstätten waren zumindest einige Kanzlisten vertraut mit Nürnberger, Augsburger, Straßburger, Lübecker und Brügger Schreibsprache ebenso wie mit Latein, Französisch und Englisch (Scheel 1893, 24). Die Lese- und Hörkompetenz für andere dt. Regionalsprachen war sicher noch weiter verbreitet. Hinzu kommt in der 2. Hälfte des 15. Jhs. noch das rasch aufblühende Buchdruckergewerbe. Köln ist in der frühen Neuzeit das größte Buchdruckerzentrum des Reiches (Corsten 1976; Stopp 1978; Schmitz 1989). Von der Entstehung der ersten Offizin an produzierte das Kölner Buchdruckergewerbe volkssprachliche Texte nicht nur für den kölnischen Raum, sondern hauptsächlich für den wfäl.-nd., den nl., aber auch den obd. Raum. Daneben stehen jedoch durchaus rip.

Texte und Drucke. Über das Sprachbewußtsein der Kölner um die Jahrhundertwende gibt es wenig Informationen. Aus einer Bemerkung im ‘Schryfftspiegel’ von 1527 (Formulare 1527) läßt sich schließen, daß die Kanzlisten mehrere Schreibsprachen ohne Prestigedifferenzen nebeneinander verwenden sollten. Andererseits aber deutet etwa die Charakterisierung des Nürnbergers in dem ‘Styngyn’-Schwank (Mattheier 1986; Möller 1998) an, daß den Kölnern schon früher der Prestige-Anspruch des Obd. durchaus bewußt war, wenn sie ihn auch in dieser Zeit noch durch Spott und Regionalstolz zu neutralisieren wissen. Gegen Ende des 15. Jhs. wird der Prestigeanspruch des Obd. noch erheblich gewachsen sein. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs. muß sich diese Tendenz verstärkt haben. Der Topos von dem prestigereichen ‘Gemeinen Deutsch’ wird sich in dieser Zeit stabilisiert haben (Socin 1888, 215), da wir seitdem die ersten Auswirkungen in der Schriftlichkeit selbst beobachten können (Scheel 1893, 17–19).

Vor diesem Hintergrund setzt dann mit der Jahrhundertwende zum 16. Jh. die Entwicklung ein, die innerhalb von etwa 100 Jahren zu einem vollständigen Umbau sowohl der linguistischen als auch der soziolinguistischen Struktur der Schriftsprache in Köln führte. Dieser Prozeß, der uns zur gleichen Zeit auch in den meisten nd. Stadtgesellschaften, aber wohl auch in Teilen des alem. Raumes begegnet, ist den Sprachhistorikern zwar in seinen groben Umrissen bekannt. Sein Ablauf im Detail, d. h. also etwa in den verschiedenen Schriftdomänen/Textsorten/Schreibanlässen wie auch die situativ-stilistische Steuerung und insbesondere eine etwa vorhandene gruppenspezifische Schichtung ist jedoch über weite Strecken, auch für die Kölner Konstellation, unbekannt.

Im Rahmen einer Typologie soziolinguistischer Problemkonstellationen handelt es sich hier um einen Varietätenwechsel, wie er etwa von Peter Trudgill (1986) für den Übergang von einem Dialekt zu einem anderen über Phasen der Akkommodation, der Fokussierung, der Simplifizierung und des levelling skizziert worden ist. Besondere soziolinguistische Akzente erhält der Umlagerungsprozeß der Kölner Stadtsprachengemeinschaft jedoch dadurch, daß es sich hier ausschließlich um Entwicklungen im schreibsprachlichen Bereich handelt. Für eine angemessene Beschreibung dieses Vorgehens wird man durchweg zwei parallele Entwicklungsebenen

im Auge behalten müssen: Die Präsenz verschiedener Sprechergruppen und ihre Varietätenkompetenz in Köln, also quasi die objektsprachige Ebene, und daneben die Präsenz verschiedener Schreibsprachenmodelle innerhalb der kölnischen Sprachgemeinschaft und die sich wandelnden Attitüden, die mit diesen Sprachnormmodellen verbunden sind.

Am Jahrhundertbeginn gab es in Köln sicherlich unter den Alphabetisierten recht weitreichende Vorstellungen über das obd. geprägte Gemeine Deutsch und sein besonderes Ansehen, etwa als Sprachform, in der die größten Teile der schönen Literatur gedruckt waren. Trotzdem wird eine aktive Schreibkompetenz in dieser Varietät nur wenig verbreitet gewesen sein, und das Ansehen des Gemeinen Deutsch führte in Köln nirgends dazu, daß die eigene rip. Schreibsprache aufgegeben wurde. Obd. Sprachgut taucht um diese Zeit allenfalls in speziellem Fachwortschatz oder in einer quasi Fremdwortkonstellation auf. Hinzu kommt natürlich, daß nicht nur gemeindeutsche, sondern auch andere regionale Schreibsprachen in Köln durch eine relativ große Zahl von Auswärtigen und durch die überregionalen Interessen des für Köln so bedeutsamen Druckgewerbes (Bekkers 1989) präsent waren.

Der Prozeß, der dann in den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs. in Köln einsetzt, wird wohl ausgelöst durch einen allgemeinen ökonomischen, aber auch sozialen Wandel, der mit einem massiven Prestigeanstieg des gemeindeutschen bzw. hd. Schriftsprachemodells einherging (Macha 1991, 50–54). Über die genauen Zusammenhänge zwischen diesen beiden Entwicklungen wird nur eine vergleichende Untersuchung in möglichst vielen Städten des norddt. Raumes Auskunft geben können.

Das 16. Jh. ist nun in Köln geprägt durch das Nebeneinander von zwei Sprachnormmodellen, einem ripuarisch und einem gemeindeutsch/hd. geprägten Modell. Diese Modelle sind in der Sprachgemeinschaft sowie im Sprachbewußtsein der Kölner unterschiedlich weit verbreitet, wobei das rip. Modell im Bereich der Schriftlichkeit kontinuierlich zurückgedrängt wird. In diesem Verdrängungsprozeß einer Varietät durch eine andere zeigt sich eine Reihe von soziolinguistischen Entwicklungen, die wir auch in Varietätenmischungs- und -ersatzprozessen der Gegenwart beobachten können. So finden sich etwa Hinweise darauf, daß in Texten des Übergangsbereichs Varianten der neuen Ziel-

norm, des Gemeindeutschen/Hochdeutschen besonders hohe Vorkommenswerte in eher formellen Textsorten bzw. Textpassagen zeigen, während in informellen Passagen rip. Varianten hervortreten. Und es kommt in den wirren Zeiten des Reformationsversuchs des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied sogar vor, daß Texte in Rip. gedruckt werden, um bestimmte konfessionspolitische Konstellationen zu symbolisieren (Hoffmann 1991). Varianten, die ursprünglich zwei landschaftlich verschiedenen Normmodellen zugehören, werden in dieser Variantenmischungsphase zu Markern bzw. Symbolen für ganz anders motivierte soziolinguistische Zusammenhänge. Dabei steht in Köln im Vordergrund die attitudionale Verbindung zwischen der Verwendung von Rip. oder einzelnen rip. Varianten und der Identifikation mit dem Köln der guten alten Zeit, in dem die 'grosse verenderong' noch nicht stattgefunden hatte (Hoffmann 1983/84). Für eine gewisse Zeit ist die rip. Schreibsprache Identifikationsmedium für die Kölsche Identität.

Ob und in welchem Ausmaß die Verwendung rip. bzw. hd. Varianten – so, wie das aus gegenwärtigen Mischungskonstellationen bekannt ist – auch im engeren Sinne soziolinguistische Funktionen gehabt haben, ist nicht deutlich. Es finden sich, zumindest für das 16. Jh., keine Hinweise darauf, daß das Rip. mit anderen sozialen Gruppierungen assoziiert wird als das neue Hd. Eher kann man in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. erkennen, daß eine alte Schreibeelite den rip. Schreibdialekt noch pflegt und verwendet, während das gesamte alphabetisierte Umfeld schon zum neuen Normmodell übergegangen ist (vgl. dazu Hoffmann 1983/84, Mattheier 1981/82). Ein wichtiger Faktor in dem hier zu skizzierenden Prozeß ist, darauf hat Hartmut Bekkers hingewiesen (Beckers 1993), der Bereich der Erlernung von Schriftsprache. Beckers zeigt, daß bis in die 50er Jahre die Schulen in Köln die Kinder nach rip. Fibeln und Lehrbüchern unterrichtet haben. Noch 1534 wird ein ursprüngl. omd. Text eines ABC-Buches in das Rip. übersetzt. So hat etwa Hermann Weinsberg in der Kölner Schule, die er besucht hat, als erste Schriftsprache noch die rip. Norm kennengelernt. Nach 1550 erfolgt in Köln wahrscheinlich der Primärschreibunterricht in der neuen Varietät. Das bedeutet, daß diejenigen, die noch Rip. als Primärvarietät gelernt haben, ihre Texte mit einer grundlegend anderen Kompetenz verfaßt haben als die späteren Schreiber. Der erste Typ

wird in Texte mit intendiertem Hd. Relikte seiner Schreibkompetenz des Rip. einfließen lassen, der zweite Typ wird Ripuarismen allenfalls aus seiner kölnischen Sprechkompetenz einfließen lassen.

Diese allgemeinen Umriss des Umlagerungsprozesses, den die Schriftlichkeit in Köln im 16. Jh. durchläuft, müssen auf allen Ebenen weiter konkretisiert werden. Dabei sollte eine soziolinguistische Perspektive und eine linguistische voneinander unterschieden werden.

2.1.1. Sprachsoziologische Entwicklung

Für Köln kann davon ausgegangen werden, daß die regionale Schreibsprache im 16. Jh. im Zuge der Ausweitung des Kommunikationsraumes immer mehr provinziellen und auch traditionellen Charakter annahm, und im Laufe des Jahrhunderts diese Funktion sich wohl auch im Sprachbewußtsein der Kölner selbst verfestigte. Das zeigt etwa eine Äußerung des Chronisten des Kölner Alltagslebens, Hermann Weinsberg, der um 1584 feststellt:

„(...) die wort, so man spricht, lauten nit wie vormalts. Itz ist in Coln ein andere pronounciation und maneir zu reden, dann vor sesszich jaren, die littern werden versatzs (...) oberlendische oder nederlendische wort instat der alter colnische sprachen (...) gebraucht“ (Das Buch Weinsberg 1897, 232f.).

Hier wird deutlich, daß für den Kölner der Zeit die neue und die alte Schreibsprache moderne und traditionelle Lebensweisen symbolisieren (Hoffmann 1983/84).

Der seit 1500 einsetzende Verdrängungsprozeß des Rip. verläuft sprachsoziologisch in folgender Weise (Scheel 1893): Um 1500 zeigen sich erste nichtrip. Elemente im Konsonantismus der erzbischöflichen Urkunden. Zehn Jahre später setzt diese Entwicklung auch in der städtischen Kanzlei bei Korrespondenzen mit dem rheinischen Raum ein. Etwa 10 bis 20 Jahre danach zeigen sich auch beim Vokalismus fremde Formen. Die jeweils auf den Binnenverkehr gerichteten Dokumente der Ratskanzlei und der erzbischöflichen Kanzlei folgen innerhalb eines Jahrzehnts nach. Während das höhere Urkunden- und Kanzleiwesen bis 1530 in allen Bereichen schon neue Sprachelemente zeigt, erweist sich die Druckersprache sowohl im fiktionalen als auch im nichtfiktionalen Bereich als konservativer (Beckers 1989, Schmitz 1993). Hier setzen die genannten Entwicklungen erst in den 30er Jahren ein. Die gesamte Schriftlich-

keit außerhalb der großen Kanzleien und Druckoffizinen ist jedoch in den 30er Jahren von dieser Entwicklung noch weitgehend unberührt. Selbst die offiziellen Statuten und die Klosterregeln des Kölner Frauenklosters der Terziarinnen lassen 1532 noch keinerlei Ansätze zu dieser Entwicklung erkennen (Beckers 1976, 122f.). Die folgenden zwei Jahrzehnte bringen dann in den Kanzleien und Offizinen den eigentlichen Wechsel. 1540 bis 1544 gehen die außenorientierten Texte der erzbischöflichen und der Ratskanzlei fast gleichzeitig mit der Druckersprache zu der neuen Schreibsprache über und enthalten von diesem Zeitpunkt an nur noch rip. Reste. Die innenorientierten Texte dieser Kanzleien folgen im Abstand von fünf bis zehn Jahren. Für diesen Termin ist sicherlich die konfessionspolitische Entwicklung mitverantwortlich. In diese Zeit fallen die religiösen und politischen Wirren, die mit dem Reformationsversuch des Kölner Erzbischofs, Hermann von Wied, zusammenhängen, und die eine starke überregional orientierte Tätigkeit beider Kanzleien hervorruft. Die Druckersprache schließt sich besonders bei den nichtfiktionalen Texten diesem Sprachstand an. Das zeigen zuerst die im Zusammenhang mit dem Reformationsversuch entstandenen Protokolle, Protestationen und Bedenken, die in der Regel sofort gedruckt wurden (Scheel 1893, 63f.; Hoffmann 1991, 166ff.). Die Literatursprache im engeren Sinne folgt nach der Analyse der literarischen Produktion des Druckers/Literaten Jaspar von Gennep, die Scheel durchgeführt hat, im Abstand eines Jahrzehnts nach.

Um 1550/1555 verliert die rip. Schreibsprache hier jegliche Bedeutung. Die Jahrhundertmitte ist daher auch der Zeitpunkt, zu dem beim gesamten Lesepublikum in Köln eine Kompetenz in der neuen Schreibvarietät angesetzt werden kann, da es rip. Bücher seit dieser Zeit nicht mehr gibt.

In die zweite Hälfte des Jhs. fällt der weitere Abbau der rip. Schriftlichkeit besonders in den Kreisen, die ausschließlich auf die rip. Schriftlichkeit fixiert waren und daneben nicht immer schon fremde Schreibvarietäten verwenden konnten. In der offiziellen städtischen Schriftlichkeit sind hier besonders die Gerichtsprotokolle in den sogenannten Turmbüchern und die Grundbucheintragungen in den Schreinsbüchern zu nennen. In den Turmbüchern findet sich die neue Schreibsprache erst 1560, in den sehr tradi-

tionellen und formelhaften Schreinsbüchern sogar erst 1570. Bei privaten Urkunden läßt sich ein Sprachwechsel sogar erst nach 1570 vermuten (Mattheier 1982, 246). Auch die Schriftlichkeit innerhalb der Kölner Ämter und Bruderschaften zeigt in den 70er Jahren den Übergang zur neuen Varietät (Schnyder 1981). Über den Schreibsprachengebrauch von Kölner Bürgern weiß man naturgemäß recht wenig, und es sind meist nur punktuelle Informationen, die Anhaltspunkte für die Gesamtentwicklung geben. Hermann Weinsberg, der in der Zeit von 1560 bis 1597 an seinen chronikalischen Aufzeichnungen schreibt, verwendet in der gesamten Zeit eine recht diffuse Mischsprache. Für den Durchführungsgrad der Diphthongierung ergibt sich ein Prozentsatz von ca. 40%, bei einem sehr hohen Anteil von Lexemen, von denen Belege in beiden Formen vorhanden sind (Balan 1969, 359). Eine ähnliche Mischsprache zeigt auch das Rechnungsbuch der Kölner Cronenburse, eines Vorläufers heutiger Studentenheime, das Wenzel Benseler in den Jahren 1563 bis 1566 geführt hat, der Burse übrigens, in der auch Herman Weinsberg in seiner Studentenzeit gelebt hat (Herborn/Mattheier 1978, 158f.). In allen Leitformen des sprachlichen Übergangs zeigt dieser Text Doppelbelege. Ganz anders die privaten chronikalischen Aufzeichnungen des Gewaltrichters Jan van Brackerfelder, der von 1560 bis in die 70er Jahre schreibt (Eckertz 1859, Hoffmann 1983/84). Seine Texte zeigen nur ganz geringe nichtrip. Züge, besonders im Konsonantismus. Sie sind sonst rein rip. Es hat jedoch den Anschein, als ob die hd. Einflüsse in den 70er Jahren leicht zunehmen. Der vierte Text, der uns einen punktuellen Einblick in die Sprachverhältnisse des mittleren Bürgertums gegen Ende des Jahrhunderts gewährt, ist das Rechnungsbuch von Hermann Weinsbergs Nichte Elisabeth Horns, die von 1581 bis 1597 schreibt (Mattheier 1981/82). In der Schriftsprache von Fräulein Horns zeigen sich etwas deutlicher als bei Jan van Brackerfelder sprachliche Neuerungen. Von der Schreibintention her ist die Sprache aber, ebenso wie die Brackerfelders, rip. Bei Benseler und Weinsberg ist die Entscheidung in dieser Hinsicht nicht so klar. Man wird in beiden Fällen davon auszugehen haben, daß zwei fest in der rip. Schriftlichkeit stehende Männer in den vorliegenden Texten einer recht vagen Vorstellung von einem fremden, modernen Sprachgebrauch folgen, ihn jedoch meist nicht realisieren können und dafür

auch keine institutionelle Notwendigkeit sehen, was den Texttyp und die Erwartungen der Leser angeht.

2.1.2. Innersprachliche Entwicklungen

Ähnlich komplex wie die sprachsoziologische Entwicklung bei der Ablösung des Rip. verläuft auch die linguistische Entwicklung. Hier sind besonders zwei Fragestellungen interessant: wie verläuft der sprachliche Ersetzungsprozeß innerhalb der einzelnen Sprachebenen und welche Schreibvarietät wird in Köln anstelle des Rip. übernommen? Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß wir, je nach der angestrebten Zielvarietät, beim Schreiben zwei Phasen in dem Übergangsprozeß unterscheiden müssen: eine Phase des Rip. mit modernen Einsprengeln und eine Phase, in der die neuen Schreibvarietäten mit rip. Resten verwendet werden. Man kann annehmen, daß in der Übergangszeit dieselbe Person, je nach Schreibsituation, den einen oder den anderen Mischtyp realisiert.

Der Einfluß der modernen Varietät zeigt sich in der Regel zuerst im Konsonantismus, und hier meist durch die Übernahme von neuen Plosiv-Graphien <p, b> für die rip. Spirans <v/f> im In- und Auslaut. Hinzu tritt dann später der Ersatz von wmd. <d> durch <t>. In einem zweiten Schritt – oft mehrere Jahre später (Scheel 1893, 30) – erscheinen dann die ersten modernen Elemente im Vokalismus, in erster Linie die neuen Diphthonge und die hohen Kurzvokale für die gesenkten ripuarischen Laute. Die Diphthonggraphien werden besonders dort übernommen, wo sie auch in der Kölner Sprechsprache schon ansatzweise vorhanden sind, also im Auslaut und im Hiatus, danach überall da, wo das Rip. noch einen hohen Langvokal besaß, jedoch nicht dort, wo dieser Langvokal schon im Mittelalter gekürzt worden war (Balan 1969, 363ff.). Auch die orthographische Besonderheit des Rip., das Dehnungszeichen <i> bei Langvokalen, wird dann abgebaut, erscheint aber häufig noch als Relikt in gemeindeutsch orientierten Texten. Wie der Ersetzungsprozeß bei der – wie oben erwähnt – recht progressiven (b)-Variable über das ganze Jh. hinweg abläuft, zeigt die Abb. 162.2.

Welche ‘moderne’ Schreibsprachenform wird nun in Köln übernommen? Hier herrschte bisher die Meinung vor, daß sich der sprachliche Ersetzungsprozeß durch dieselbe Art von ‘Sprachmischung’ und ‘Sprachausgleich’ auszeichnet, die man der Entste-

Zeit	Akten und Urkunden aus der erzbischöflichen Kanzlei ohne überregionale Bezüge	Akten und Urkunden aus Kanzleien weltlicher Herrschaften und aus städtischen Kanzleien ohne überregionalen Bezug		Privates Schrifttum
		offiziell-formeller Typ	lokaler und halbprivater Typ	
1500—10	100—94,1	100	100	100
1511—20	94,5—43,7	100—23,4	100	—
1521—30	0	100—10,0	100	—
1531—40	0	100—41,7	100	—
1541—50	0	100—40,5	100—6,9	100
1551—60	0	44,5—0	100—0	90,0
1561—70	0	14,8—0	31,5—0	70,3
1571—80	0	0	7,7—0	80,0
1581—90	0	0	0	85,0

*) Es wurden keine Drucke herangezogen. Texte wurden nur verwendet, wenn mindestens 10 Belege vorlagen. Die Analyse basiert auf 123 Texten der oben angegebenen Art.

Abb. 162.2: Die gesellschaftliche und situativ-stilistische Steuerung des Übergangs von ripuarisch <v/f> nach hochdeutsch <b/p> in der raumgebundenen Schriftsprache des Kölner Raumes im 16. Jahrhundert*). Angaben in Prozent des Auftretens ripuarischer Varianten im Verhältnis zum Auftreten der (b)-Variable überhaupt (aus Mattheier 1982, 246)

hung der Nhd. allgemein zugrundelegte (Besch 1968, Stopp 1973, Mattheier 1981, 276—279). Da aus heutiger Sicht in das Nhd. sowohl Sprachelemente des Omd. als auch des obd. geprägten Gemeinen Deutsch eingegangen sind, stellte man sich diese Entwicklung als einen Auswahlprozeß zwischen zwei möglichen Varianten vor, bei dem der Schreiber, je nach Prestige, regionaler Reichweite usw., einmal die obd. und einmal die omd. Variante wählte. Für die Prinzipien, nach denen dieser Auswahlprozeß abläuft, hat Werner Besch eine Reihe von Vorschlägen gemacht (Besch 1987). Es fragt sich jedoch, ob man sich den sprachlichen Umlagerungsprozeß in Köln wirklich als einen Auswahlprozeß von Form zu Form und von Laut zu Laut vorzustellen hat. Allenfalls auf der Wortschatzebene ist dieses Prozedere vorstellbar. Den Laut- und Formenwandel hat man sich wohl eher — wie auch in vielen niederdeutschen Städten — als einen Wechsel von einem sprachlichen Normtyp zu einem anderen, prestigereicheren, vorzustellen. In Köln wird danach im 16. Jh. der rip. Normtyp der Schreibsprache durch einen anderen ersetzt. Nun scheinen neuere Forschungsergebnisse darauf hinzudeuten, daß dieser neue Normtyp in Köln nicht das omd. geprägte Lutherdeutsch des 16. Jhs. gewesen ist, wie das in den meisten niederdeutschen Städten geschehen ist. In Köln deuten die sprachlichen Befunde in der 'modernen' Schriftlichkeit des 16. Jhs. darauf hin, daß der gemeindeutsch-

hochdeutsche Normtyp übernommen worden ist. Das zeigt sich insbesondere an Varianten wie der Apokope, der <p>-Schreibung für oder der Wortbildungssilbe *-nus* für nhd. *-nis*. Diese Varianten sind nur gemeindeutsch und nicht omd., und sie sind es, die Ripuarisimen verdrängen (Mattheier 1981).

Doch würde man die Aussagekraft dieser Befunde überziehen, wenn man daraus eine Prägung der Kölner Schreibsprache durch einen bairisch-obd. Typ in den folgenden Jahrhunderten ableiten würde. Macha (1991) hat darauf hingewiesen, daß von einer so weitgehenden Entwicklung nicht die Rede sein kann. Zwar kann wohl nicht bestritten werden, daß in Köln die lokale Schreibsprache durch das 'Gemeine Deutsch' ersetzt wird, eine Schreibsprache, die sich in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. um die Druck- und Schreibzentren Augsburgs und Nürnbergs ausgebildet hat, und die auch für andere rheinische Städte, wie etwa Mainz, Bedeutung gewonnen hat. Für die weitere Entwicklung muß jedoch in Rechnung gestellt werden, daß auch dieses Gemeine Deutsch im 16./17. Jh. Veränderungsprozesse durchläuft. Einerseits kann man in der eher regionalbezogenen süddeutschen Schriftlichkeit ein deutliches Hervortreten von Bavarismen beobachten. Andererseits entwickelt sich das Gemeine Deutsch in den rheinischen Regionen, unter Abschwächung des bairischen Einflusses, weiter zu einer Varietät, die auch zeitgenössisch ver-

mehrt 'Hochdeutsch' genannt wird, und die wohl auch den Orientierungspunkt für die sprachliche Umlagerung in Köln bildet.

Weitgehend zu trennen ist von dieser Entwicklung eine andere, auf die auch Macha (1991) hinweist: die Zunahme von bair. Schreibspracheeinflüssen in Köln im 17. Jh. Diese Entwicklung hat wohl insbesondere mit den dynastisch-politischen, kulturellen und konfessionellen Beziehungen zwischen den beiden Regionen zu tun. Zu klären bliebe dann noch, wie deutlich die Differenzen zwischen einem gemeindeutsch-hochdeutschen Normmodell und einem lutherdeutsch-omd. geprägten Modell gewesen sind.

2.2. Die gesprochene Sprache bis 1600

Bisher war nur von der Kölner Schreibsprache im 16. Jh. die Rede. Über die gesprochene Sprache der Zeit ist naturgemäß fast nichts bekannt. Insbesondere kann die Frage nicht beantwortet werden, ob und wann die Installierung einer neuen, modernen Schreibsprache auch zu einer Angleichung der Sprechsprache an diesen Typ geführt hat. Hier helfen die Methoden der historischen Dialektologie – etwa die Reimanalyse – nicht weiter.

Balan (1969, 342f.) zeigt, daß in einem Weinsberg'schen Gedicht das geschriebene Wort 'Wein' einmal bei hd. und viermal bei rip. Aussprache einen Reim ergibt. Auch gibt es Reime wie *Kopf: auf*, die auf die rip. Aussprache [*kop:op*] hindeuten, die allein einen Reim ergibt. Das verweist darauf, daß es im Köln des 16. Jhs. offensichtlich eine schriftlich/mündliche Diglossie gab, die übrigens überall für die frühe Neuzeit nach der Ausbreitung einer relativ einheitlichen Schriftsprache anzusetzen ist. Da die Schriftsprache fast überall eine 'fremde' Sprache war, entwickelten sich wahrscheinlich in allen Regionen stark am eigenen Dialekt orientierte Aussprachenormen, die den hd. Schreibungen noch vielfach bis heute dialektale Lautungen unterlegen. Das stützen auch Überlegungen, wie sie Balan (1969) bei der Analyse der Weinsberg'schen Diphthongierung anstellt. Balan nimmt an, daß die Übernahme der Diphthonge entweder eine rein graphische Nachahmung des Gemeinen Deutsch darstellt, oder daß die neuen Diphthonge auf der Basis der Mundart eingeführt worden sind, also für die lang ausgesprochenen hohen Vokale eine moderne Schreibnorm, quasi eine neue orthographische Regel gebildet wurde (Balan 1969, 362f.). Sie weist nach, daß Weinsberg fast nur dort diphthongiert, wo seine Mundart noch einen Langvokal zeigt, bei den rip. gekürzten Vokalen, wie etwa [*wɪŋ*] (Wein), jedoch nur eine sehr geringe Diphthongierungsquote aufweist.

Die Entwicklung zu einer regionalen Aussprache der überregionalen Schriftsprache

führt einerseits zur Aufgabe des eigenständigen kölnischen Wortschatzes, der durch entsprechende gemeindeutsche Prestigewörter ersetzt wird, wie sich etwa in *Ostern* für *Pasch* (aus *pascua*) zeigt. Andererseits wurden die neuen Wörter in die Mundart integriert und erhalten ein rip. Lautgewand. So kommt es zu einer Annäherung zwischen beiden Varietäten, die durch die weitgehend kölnische Lautoberfläche in ihrer ersten Phase latent bleibt.

2.3. Die Kölner Stadtsprache zwischen 'Schriftdeutsch' und 'Kölsch': 1600 bis heute

2.3.1. Schriftsprachenentwicklung

Um 1600 ist die Kölner Stadtsprache charakterisiert durch eine fast überall installierte Schriftsprache mit 'gemeindeutsch'-hochdeutschen Zügen und immer seltener werdenden Ripuarismen, einer noch in Resten bestehenden rip. Schreibsprache und einem gesprochenen Kölsch, das die oben skizzierten Schichtungen aufwies (Macha 1992).

Die in Köln im 17. und auch noch im 18. Jh. verwendete Schriftsprache ist, wie oben ausgeführt, auf allen Ebenen geprägt durch die süddeutsche Variante der Hochsprache, die nicht mehr 'Gemeines Deutsch', sondern 'Süddeutsche Reichssprache' genannt wird, und durch rip. Relikte. Dabei ist bei Texten, die lokalen oder traditionellen Charakter haben, wie etwa den Ämteratsungen oder Grundstücksbriefen, das rip. Element besonders ausgeprägt.

In einem Formular für einen Erbrentenbrief aus dem Jahre 1635 (von Looz-Corswarem 1978, 422) finden sich Ripuarismen wie *gegenwurtiger*, *Erff-Renten*, *vurgeschrieven*, *darjhegen* und *uffkündigen*. Daneben stehen aber auch sdt. Elemente wie *gepott* und *plad*. In der folgenden Zeit beschränken sich die Ripuarismen immer mehr auf regionalspezifischen Wortschatz. 1756 findet sich *Röggelgen*, 1767 *Burggrev* und 1778 *Köllen* und *bönnisch*. Unter den sdt. Merkmalen bis zum Ende des 18. Jhs. findet sich häufig die Apokope (*die Prob*, *die Straf*, *die Woch*), aber auch die sdt. Pluralform *die Täg*, die d-Verhärtung in *beygetruckten*, die sdt. ai-Graphie in *aigener* und das Abstraktsuffix *-nus* (Looz-Corswarem 1978, 377–453).

Diese Schriftsprache isoliert sich im Laufe der Zeit immer mehr von dem eigentlichen Entwicklungsgang der hd. Schriftsprache, die schon seit der Mitte des 16. Jhs. in weiten Teilen des dt. Sprachraums omd. Züge annimmt. In Köln ist für diese konservative Haltung sicherlich die aktive Rolle verant-

wortlich, die diese Stadt im 17. Jh. in der Gegenreformation übernimmt. Die Auswirkungen des katholischen Gegenschlages gegen die Reformation zeigen sich auch in der Sprachbewertung, wenn es in einer Denkschrift der rheinischen Jesuiten an die Ordensleitung im Jahre 1622 heißt:

„Im ganzen Rheinland (...) hört man lieber Prediger mit dem Mainzer oder Speierer als mit dem niederrheinischen Dialekt; (...) Früher wurden die Oberdeutschen weniger verstanden, jetzt aber haben die Bewohner von Niederdeutschland ihre Sprache mehr geglättet, ja allgemein sucht man sich den oberdeutschen Dialekt anzueignen“ (Mattheier 1982, 249 und die dort angegebenen Quellen).

Mainz und Speyer stehen hier für die süddeutsche Reichssprache, die dort im 16. Jh. sekundäre Zentren gebildet hatte. Um die Mitte des 18. Jhs. wird die süddeutsche Reichssprache in Köln und übrigens auch in Süddeutschland und Österreich selbst aufgegeben (Socin 1888, 429–439). Sie hatte gegen Ende immer mehr ein klerikal-traditionalistisches Prestige angenommen, während die 'moderne' Sprache die Sprache Gottscheds und der Literaten war. In Köln ist der Übergang von der einen zur anderen Varietät sogar Thema einer Literaturfehde, die in den Jahren 1755 bis 1760 die in sprachlicher Hinsicht traditionellen Schriftsteller mit den modernistischen Autoren in lokalen Kölner Zeitschriften austrug (Zeim 1932, 37–42).

Zu Beginn des 19. Jhs. zeigt die in Köln verwendete Schriftsprache keinerlei Differenzen mehr zum normalen Schriftdeutschen der Zeit. Von dieser in erster Linie linguistischen Betrachtung der Schriftsprachensituation in Köln zu trennen ist eine eher soziolinguistische Perspektive, bei der es um die Verbreitung der neuen Varietät innerhalb der Sprachgemeinschaft geht. Wie schon erwähnt, findet wahrscheinlich seit der Mitte des 16. Jhs. die Schriftsprachenvermittlung in allen Schultypen in der neuen Schreibvarietät statt. Seit dieser Zeit gibt es in Köln eine mediale Diglossie. Gesprochen wird weiterhin Rip., geschrieben wird 'Hochdeutsch'. Die Qualität dieses Hochdeutschen, d. h. der Anteil der sich einmischenden Ripuarismen, richtet sich nach der Intensität des individuellen Spracherwerbs, aber auch nach sozialen und situativen Aspekten. Je geringer der Bildungsgrad bzw. je informeller die Situation, desto deutlicher die rip. Färbung.

Die Wandlungen in dieser Konstellation in den folgenden Jahrhunderten bestehen in ei-

ner langsamen Verbreitung und Verallgemeinerung der Standard-Schreibkompetenz, die für den größten Teil der deutschen Sprachgemeinschaft Ende des 19. Jhs. endgültig erreicht ist. Es handelt sich hier um eine Entwicklung, auf deren gesamteuropäischen Charakter erst jüngst Wim van den Busche aufmerksam gemacht hat (van den Busche/Willemyns 1999). Die Schriftlichkeit dieses Zeitraums weist überall eine Auffächerung hinsichtlich der Normstringenz auf. In Textsortengruppen mittlerer Ebenen, wie Macha sie für Köln genannt hat (Macha 1992), kommt es zwischen dem 17. und dem 19. Jh., situativ und sozial geschichtet, zu typischen Normvarianten, die den Zeitgenossen vermehrt als Fehler erscheinen. Quellen dieser Normabweichungen sind einmal der in der Mündlichkeit fest installierte Ortsdialekt, hinzu kommen aber auch Charakteristika der gesprochenen Sprache allgemein, die sich in die nicht mehr feste Schreibkompetenz mischen. Und drittens datieren derartige Normabweichungen aus den unvollständig – weil teilweise zu kurze Zeit – gelernten Schriftsprachenormen. Hinzu kommt, daß diese Normen selbst erst im Laufe des 19. Jhs. so fest werden, daß nur noch wenige Varianten zugelassen sind.

Die meisten Texte, die zwischen dem 17. und dem 20. Jh. in Köln entstanden, weisen mehr oder weniger ausgeprägt eine derartige Variantenstruktur auf (vgl. auch Klenk 1995).

2.3.2. Entwicklung der gesprochenen Sprache

Für die Entwicklung der gesprochenen Sprache mit ihren verschiedenen Varietäten ist die Stabilisierung der Schriftsprache um 1800 der eine wichtige Faktor. Den Gegenpol dazu bildet die fast gleichzeitige Entdeckung des Volkstümlichen und auch der Volkssprache im Gefolge Herders und Rousseaus in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. (Knoop 1982). Für Köln führte diese Entwicklung, ebenso wie für andere deutsche Regionen im Zusammenhang mit der Romantik, zu einer Rückbesinnung auf die Volkskultur und auf die Kölner Geschichte. Diese Tendenzen werden in Köln noch dadurch verstärkt, daß die Stadt 1795 nach dem Frieden von Basel französisch besetzt wurde, ihren reichsstädtischen Status verlor und in der Folgezeit nach 1815 unter preußische 'Fremdherrschaft' geriet. Volkskultur und Volkssprache wurden dadurch, zumindest bis nach 1848, zu Symbolen

der reichsstädtischen politischen Identität (Mattheier 1994, 559).

Das zeigt sich sehr deutlich an der Verwendung von Dialekt im volkstümlichen Theater der Stadt. 1802 gründete der Schneidergeselle Christoph Winters das Kölner Hänneschentheater (Schwering 1982, Bonk 1982), ein Stockpuppentheater, das sich evtl. auf die ältere Tradition der Krippenspiele mit Intermezzi zurückführen läßt. Bei diesem Theater spiegeln sich in der Auswahl der Puppen, in den Themen der Stücke und in der räumlichen Positionierung zwischen Stadt und Land zwei zentrale gesellschaftliche und politische Spannungsbereiche der Zeit: die Polarität zwischen den politischen Autoritäten, zuerst den Franzosen, dann den Preußen und den 'uralten, echten Kölschen', sowie die Polarität zwischen der Stadt mit all ihren neomodischen fremden Entwicklungen und der dörflich-ländlichen Idylle des Umlandes. Durch die biedereren Landleute Meister Nicolas mit Frau Marizebill, den Enkel Hännesche, die beiden Nachbarn Tünnes und Pitter Mählwurm sowie den Schneider Speimanes, werden sowohl die innerstädtischen Verhältnisse als auch die Autoritäten, etwa der preußische Wachtmeister Schnauzerkowski, satirisch aufs Korn genommen. Dabei ist die Mundart die Sprache der Protagonisten, das Symbol für 'das Kölsche', manchmal sogar eine Art Geheimsprache gegenüber den französischen und preußischen Spitzen. Hochdeutsch oder besser das, was der Puppenspieler für Hochdeutsch hielt, sprachen der Magistrat, der 'Affekat', der Doktor Fauzius, der Apotheker Piefekopp, der Herr Graf und die Gräfin.

Die Besinnung auf Volkskultur und Volkssprache führt in Köln wie auch in anderen deutschen Regionen zugleich zu einer Literarisierung des Dialekts (Haas 1983). Seit dem Ende des 18. Jhs. gibt es in Köln eine Dialektliteratur, die zu einer Aufwertung des Kölnischen im Bewußtsein besonders der Sprecher aus dem Bildungsbürgertum führt (May 1981). Die ersten Texte stammen von den großen Kunstsammlern der Romantik, de Noël und Wallraff. Es sind Gelegenheitsdichtungen, karnevalistische Reimereien und poetisierte Abhandlungen über Volksbräuche, wie etwa die Kirmes oder das Schweineschlachten. In den kulturhistorischen Schilderungen und Gelegenheitsdichtungen ist die poetische Funktion der Mundart wohl die Bindung an 'das Volk' und dessen Sprachlichkeit. Interessanter ist jedoch die poetische Funktion der Mundart in der Karnevalslyrik, in der der Dialekt als satirisches und parodistisches Idiom mit einer deutlichen romantisch-konservativen Wendung gegen die Aufklärung verwendet wird. So ist der 'poetische' Dialekt im 19. Jh. in den unteren Bevölke-

rungsschichten Symbol gegen die gesellschaftliche Unterdrückung und für das Bildungsbürgertum romantisches Symbol für das eigene Volkstum und gegen die Aufklärung. In dem Maße, in dem dann im Laufe des 19. Jhs. die Romantik ihre Bedeutung verliert, die verhaßten 'Obrigkeiten' nicht mehr die Fremden, sondern das Kölner Großbürgertum selbst stellt und die 1871 erreichte Reichseinheit 'nationale' Begeisterung weckt, wird die Kölner Mundartliteratur und auch die Mundartkomödie in die nationale Begeisterung integriert.

Doch bleibt der Dialekt daneben natürlich auch zu Beginn des 19. Jhs. noch die normale Sprache der Kölner (Mattheier 1994). Die Literarisierung des Kölnischen wirkt allenfalls auf die Bewertung und soziale Funktion des Dialekts, nicht auf seine sprachlichen Strukturen. Differenziert nach Stadtvierteln und beeinflusst durch die landkölnischen Dialekte über Zuwanderung, Eingemeindung und Marktkontakte sowie durch unterschiedliche Grade der Schriftorientiertheit der Dialektsprecher bildet er auch weiterhin die eigentliche Kölner Sprechsprache. Dem widerspricht auch nicht, daß in der Kölner Lokalliteratur des 18. Jhs. nur die unteren Schichten als Dialektsprecher charakterisiert werden, während die Handelsherren Hochdeutsch reden (Lindenborn 1742, 168–170, vgl. dazu Hoffmann 1995). Hier zeigt sich allenfalls ein literarischer Topos und evtl. ein Hinweis auf die Bewertung der Mundart. Daß das Stadtkölnische zu dieser Zeit noch die normale Sprechsprache war, zeigt sich indirekt an zwei Phänomenen. Einmal ist für das Kölner Umland die Kölner Stadtsprache noch bis ins 20. Jh. hinein der eigentliche sprachliche Orientierungspunkt gewesen. Wilhelm Müller (Müller 1912) hat am Vokalismus nachgewiesen, daß im Raum um Köln eine ganze Reihe von Lautveränderungen unter stadtkölnischem Einfluß eingetreten sind. Als Vermittler von hochsprachlichen Erscheinungen ins Umland tritt Köln erst seit der Mitte des 20. Jhs. auf. Den zweiten Hinweis liefert der frz. Einfluß, dem Köln im 18. Jh. und besonders nach der frz. Besetzung ausgesetzt war. Durch diesen Einfluß gelangt eine gewisse Anzahl von frz. Wörtern in den kölnischen Sprachraum (vgl. Cornelissen 1988). Diese werden aber hier nicht in hd. Aussprache übernommen, wie es hätte sein müssen, wenn die frz. parlierenden Kölner, also die Oberschicht am Ende des 18. Jhs., schon hd. gesprochen hätte, sondern als kölsch ausge-

sprochene frz. Schriftsprache. Beispiele dafür finden sich in einem Text von de Noël (Schwering 1982, 60–62): *ankarscheet* (engager), *Buffong* (Buffo), *Kunzep* (concept), *amüseere* (amuser), *trakteeren*, *ensiteeren* (enviter), *prizis*, *Lektör* (lecture).

Dialekt als normale Sprechsprache und als Symbol reichsstädtischer Identität sowie als literarisch verwendbare Schriftsprache ist jedoch nur die eine Komponente, die die Entwicklung der gesprochenen Sprache seit 1800 bestimmt. Die andere Komponente ist die Ausbreitung des 'kölnischen Hochdeutschen', wie man die hd. Sprechsprache mit einem Kölner Akzent nennen könnte. Diese Sprachform ist heute weit verbreitet, jedoch noch nicht beschrieben (Froitzheim 1984). Sie hat sich wahrscheinlich seit dem Ende des 17. Jhs. über die Vorlese- und Lesesprache, später dann auch als Theatersprache ausgebildet (Kurka 1980, 7–9) und verbreitet sich im 19. Jh. gruppen- und situationsspezifisch

entlang der Dimensionen 'Schriftorientiertheit' und 'Öffentlichkeit' im Kölner Bürgertum. Von den Mundartdichtern Fritz Höning, Peter Paul Faust, Heinrich Maria Horster und Jacob Dreesen, die alle zwischen 1833 und 1842 geboren sind und aus dem gehobenen Bürgertum stammen, ist überliefert, daß sie die Mundart in der Familie und in der Schule schon nicht mehr gesprochen haben (Höning 1877, 5; May 1981, 98). Seit dem Ende des 19. Jhs. existiert als Zielorientierung für diese Sprechsprache die lautreine Bühnenaussprache, die sich sicherlich aber erst durch Rundfunk und Fernsehen seit der Mitte des 20. Jhs. auswirkt. Viele Hinweise deuten darauf hin, daß auch unter den Kölner Lehrern erst nach der Jahrhundertmitte durch eine zunehmende Anzahl von Ortsfremden der Kölner Akzent seltener wird.

Zwischen den beiden Polen Dialekt und Kölner Hochdeutsch entwickelt sich etwa seit Beginn des 20. Jhs. die Kölner Stadtsprache.

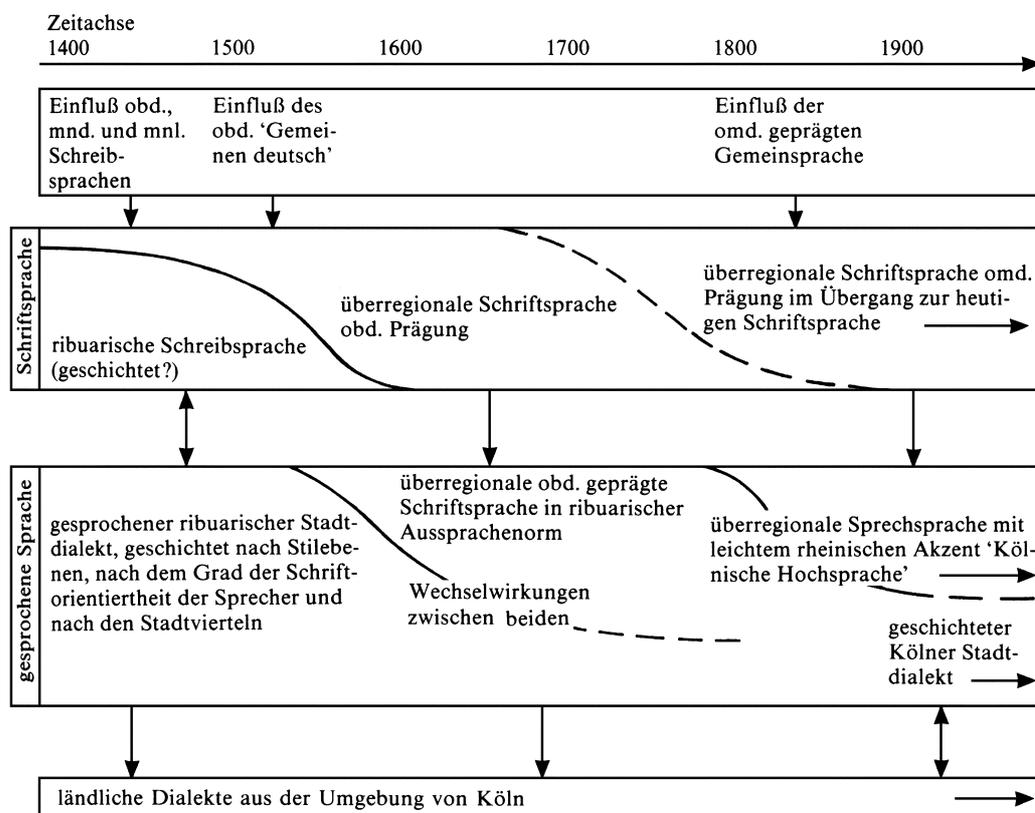


Abb. 162.3: Entwicklungsmodell für die neuere Geschichte der deutschen Sprache in Köln [2. Fassung; 1. Fassung in Mattheier (1982) 252.]

Die Bewertungen sind dabei eindeutig verteilt. Das Sprachprestige trägt das Hd. Die Wertschätzung des Kölner Dialekts führt zwar – wie überall – zu verschiedenen Institutionen der Dialektpflege (May 1981), die aber auch hier eher ein Indiz für die Pflegebedürftigkeit des Dialekts sind. Im 20. Jh. unterliegt der Kölner Stadtdialekt in seinen verschiedenen Ausprägungen kontinuierlichen Erosionsprozessen, sowohl was seine linguistische Struktur als auch was seine Trägergruppen und Verwendungsanlässe angeht. Ergebnis ist das heute vorliegende Kontinuum zwischen den breiten Kölner Veedels-Dialekten, dem etwas feineren stadtkölnischen Dialekt, dem kölschen Hochdeutsch und dem Hochdeutschen ohne Lokalakzent, das sich im soziosituativen Raum 'Köln' entfaltet.

Für die Beurteilung der weiteren Entwicklung der Kölner Stadtsprache ist mit den Auswirkungen der seit den 70er Jahren einsetzenden Dialektrenaissance zu rechnen, die jedoch hier wie in anderen Regionen wohl nicht zu einer Stabilisierung des tiefen Kölner Stadtdialekts, sondern einer städtischen dialektgeprägten Umgangssprache (Bellmann 1983) führen wird.

3. Literatur (in Auswahl)

- Bach, Adolf, Das Rheinland und die deutsche Literatur des Mittelalters. In: ZdB 7, 1931, 473–485.
- Balan, Marie-Luise, Zur neuhochdeutschen Diphthongierung im Kölner Buch Weinsberg. In: RVj. 33, 1969, 336–387.
- Beckers, Hartmut, Eine wiederaufgefundene Handschrift der Regel, Statuten, Privilegien und Gewohnheiten der Terziarinnenklausur St. Vinzenz zu Köln aus dem Jahre 1532. In: RVj. 40, 1976, 120–129.
- Ders., Der Orientreisebericht Wilhelms von Boldensele in einer ripuarischen Überlieferung des 14. Jh. In: RVj. 44, 1980, 148–166.
- Ders., Die Kölner Prosabearbeitung des Crane-Romans Bertholds von Holle. In: NdW 23, 1983, 83–135.
- Ders., Karlmeinet-Kompilation. In: VL. 2. Aufl. Bd. 4. Berlin/New York 1983 a, Sp. 1012–1028.
- Ders., Die Zurückdrängung des Ripuarischen, Niederdeutschen und Niederländischen durch das Hochdeutsche im Kölner Buchdruck. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 112, 1989, 43–72.
- Ders., Ein Kölner ABC-Buch von ca. 1520 als kulturhistorische und sprachgeschichtliche Quelle. In: Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier [u. a.] Frankfurt u. a. 1993, 261–278.
- Bellman, Günther, Probleme des Substandards im Deutschen. In: Aspekte der Dialekttheorie. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier. Tübingen 1983, 105–130.
- Besch, Werner, Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: ZdPh 97, 1968, 405–426.
- Ders., Schriftsprache und Landschaftssprachen im Deutschen. In: RVj. 43, 1979, 323–343.
- Ders., Die Entstehung der deutschen Schriftsprache. Bisherige Erklärungsmodelle – neuester Forschungsstand. Opladen 1987. (Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Geisteswissenschaften. Vorträge G 290).
- Ders., Standardisierungsprozesse im deutschen Sprachraum. In: Sociolinguistica 2, 1988, 186–208.
- Bodemann, Ulrike/Klaus Grubmüller, Schriftliche Anleitung zu mündlicher Kommunikation: die Schülergesprächsbüchlein des späten Mittelalters. In: Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Hrsg. v. Hagen Keller [u. a.] München 1992, 177–193.
- Bonk, Winfried, Die Entwicklung der Millowitschbühne von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Würzburg 1982.
- Das Buch Weinsberg. Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jh. Bd. 3, bearb. v. Friedrich Lau. Bonn 1897. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 16).
- Cardauns, Hermann, Aufzeichnungen des Kölner Bürgers Hilbrant Sudermann 1489–1504. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 33, 1879, 41–49.
- Corsten, Severin, Die Blütezeit des Kölner Buchdrucks. In: RVj. 40, 1976, 130–149.
- Debus, Friedhelm, Deutsche Dialektgebiete in älterer Zeit: Probleme und Ergebnisse ihrer Rekonstruktion. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hrsg. v. Werner Besch [u. a.] 2. Halbbd. Berlin/New York 1983, 930–960.
- Dornfeld, Erich, Untersuchungen zu Gottfried Hagens Reimchronik der Stadt Köln nebst Beiträgen zur mittleripuarischen Grammatik. Breslau 1912. (Germanistische Abhandlungen. H. 40).
- Eckertz, G., Tagebuch des kölnischen Ratsherren und Gewaltrichters Jan van Brackerfelder. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 6/7, 1859, 135–160/154–187.
- Elementaler, Michael, Zur phonischen Interpretierbarkeit spätmittelalterlicher Schreibsprachen. In: Sprache und Literatur des Mittelalters in den *Niederlanden*. Gedenkschrift für Hartmut Beckers. Hrsg. v. Volker Honemann [u. a.] Köln [u. a.] 1999, 87–103. (NdSt. 44).

Ennen, Edith, Kölner Wirtschaft im Früh- und Hochmittelalter. In: *Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft*. Hrsg. v. Hermann Kellenbenz. Köln 1975, Bd. 1. 89–193.

Formulare un(d) Duytsche Rhetorica ader der schryfftspiegel (...) (Köln) (1527). In: Johannes Müller, *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jhs.* Gotha 1882. Nachdr. Hildesheim/New York 1969, 382–388.

Froitzheim, Claudia, *Artikulationsnormen der Umgangssprache in Köln*. Tübingen 1984. (Continua Bd. 2).

Gärtner, Kurt, Die deutschen Einträge in den Kölner Schreinskarten als früheste Zeugnisse für den Gebrauch des Deutschen als Urkundensprache im 12. Jh. In: *Die Funktion außer- und innerliterarischer Faktoren für die Entstehung deutscher Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Hrsg. v. Christa Baufeld. Göppingen 1994, 51–65. (GAG 603).

Ders., Zur Erforschung der westmitteldeutschen Urkundensprachen im 13. Jh. In: *Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie*. Festschrift für Rudolf Große. Hrsg. v. Gotthard Lerchner u. a. Frankfurt am Main [u. a.] 1995, 263–272. (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte 2).

Giesecke, Michael, *Sinnenwandel. Sprachwandel. Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt am Main 1992. (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 997).

Grolimund, Christoph, *Die Briefe der Stadt Basel im 15. Jh. Ein textlinguistischer Beitrag zur historischen Stadtsprache Basels*. Tübingen/Basel 1995. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 69).

Grotten, Manfred, *Köln II: Mittelalter*. In: *Lexikon des Mittelalters*. Bd. V: Hiera-Mittel bis Lukianen. München/Zürich 1991, 1256–1261.

Ders., *Köln im 13. Jh. Gesellschaftlicher Wandel und Verfassungsentwicklung*. Köln/Weimar/Wien 1995. (Städteforschung. R. A. Bd. 36).

Grubmüller, Klaus, *Der Lehrgang des Triviums und die Rolle der Volkssprache im späten Mittelalter*. In: *Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Hrsg. v. Bernd Moeller [u. a.]. Göttingen 1983, 371–397. (AAkGött., 3. Folge. Nr. 137).

Guchmann, Mirra M., *Der Weg zur Deutschen Nationalsprache*. 2 Tle. Berlin 1964, 1969. (Ak. Wiss. DDR, ZS. B. Gesch. Nhd.).

Haas, Walter, *Dialekt als Sprache literarischer Werke*. In: *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Hrsg. v. Werner Besch [u. a.]. 2. Halbbd. Berlin/New York 1983, 1637–1651.

Habscheid, Stephan, *Die Kölner Urkundensprache des 13. Jhs. Flexionsmorphologische Untersuchungen zu den deutschen Urkunden Gottfried Hagens (1262–1274)*. Köln/Weimar/Wien 1997. (RA 132).

Heinrichs, Heinrich Matthias, 'Wye grois dan dyn andait eff andacht ist ...' Überlegungen zur Frage der sprachlichen Grundschrift im Mittelalter. In: *ZMF* 28, 1961, 97–153.

Henkel, Nikolaus, *Deutsche Übersetzungen lateinischer Schultexte. Ihre Verbreitung und Funktion im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*. Mit einem Verzeichnis der Texte. München/Zürich 1988. (MTU 90).

Herborn, Wolfgang/Klaus J. Mattheier, *Sozialhistorische und sprachgeschichtliche Aspekte eines frühneuzeitlichen Rechnungsbuches der Kölner Kronenbourse*. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 24, 1978, 140–182.

Hönig, Fritz, *Allerhands*. Köln 1877.

Hoffmann, Walter, *Deutsch und Latein im spätmittelalterlichen Köln*. In: *RVj.* 44, 1980, 117–147.

Ders., *Zum Verhältnis von Schreibschichtung und Sprachwandel im spätmittelalterlichen Köln*. In: *Literatur und Sprache im historischen Prozeß*. Vorträge des Deutschen Germanistentages Aachen 1982. Hrsg. v. Thomas Cramer. Bd. 2: *Sprache*. Tübingen 1983, 101–113.

Ders., „Die groisse verenderong in der schrift ...“ Zum Sprachwandel in Köln im 16. Jh. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 25, 1983/84 [1985], 63–84.

Ders., *Zur Geschichte der Kölner Stadtsprache: Was man weiß, was man wissen möchte*. In: *Stadtsprachenforschung unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der Stadt Straßburg in Spätmittelalter und früher Neuzeit*. Hrsg. v. Gerhard Bauer. Göppingen 1988, 95–121. (GAG 488).

Ders., *Rheinische Druckersprache und Reformation. Das Bonner Neue Testament von 1547*. In: *RVj.* 55, 1991, 135–175.

Ders., *Rheinische Sprachverhältnisse im 16. Jh.* In: *RVj.* 57, 1993, 137–157.

Ders., *Stadtkölnisch im 18. Jh.? Sprachgeschichtliche Anmerkungen zu Texten des „Coellnischen Diogenes“ Heinrich Lindenborn*. In: *Lingua Theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft*. Jan Goossens zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. José Cajot [u. a.]. Bd. 1. Münster 1995, 283–290. (Niederlande-Studien 16.1).

Honemann, Volker, *Die Stadtschreiber und die deutsche Literatur im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit*. In: *Walter Haug [u. a.] (Hrsg.), Zur deutschen Literatur und Sprache im 14. Jh.* *Dubliner Colloquium* 1981. Heidelberg 1983, 320–353.

Huiskes, Manfred, *Einleitung*. In: *Beschlüsse des Rates der Stadt Köln 1320–1550*. Bd. 1. *Die Ratsmemoriale und ergänzende Überlieferung 1320–1543*. Bearb. v. Manfred Huiskes. Düsseldorf 1990, XI–L. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde LXV).

Janssen, Wilhelm, *Zur Verwaltung des Kölner Erzbistums unter Erzbischof Walram von Jülich (1332–1439)*. In: *Aus kölnischer und rheinischer Geschichte*. Festgabe. Arnold Güttches zum 65. Ge-

- burtstag gewidmet. Hrsg. v. Hans Blum. Köln 1969, 1–40. (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 29).
- Johag, Helga, Die Beziehungen zwischen Klerus und Bürgerschaft in Köln zwischen 1250 und 1350. Bonn 1977. (RA 103).
- Klein, Thomas, Längenbezeichnung und Dehnung im Mittelfränkischen des 12. und 13. Jhs. In: ABäG 42, 1995, 41–71.
- Klenk, Marion, Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt. Eine Untersuchung zur Arbeiterschriftsprache im 19. Jh. Tübingen 1997. (RGL 181).
- Klosterberg, Brigitte, Zur Ehre Gottes und zum Wohl der Familie. Kölner Testamente von Laien und Klerikern im Spätmittelalter. Köln 1995. (Kölner Schriften zu Geschichte und Kultur Bd. 22).
- Knoop, Ulrich, Das Interesse an den Mundarten und die Grundlegung der Dialektologie. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hrsg. v. Werner Besch [u. a.]. 1. Halbbd. Berlin/New York 1982, 1–23.
- Kurka, Eduard, Die deutsche Aussprachenorm im 19. Jh. – Entwicklungstendenzen und Probleme ihrer Kodifikation vor 1898. In: Studien zur deutschen Sprachgeschichte des 19. Jhs. Existenzformen der Sprache. Berlin 1980, 1–67. (LStA, 66/2).
- Langenbucher, Karl-Otto, Studien zur Sprache des Kölner Judenschreibsbuches 465 (Scabinorum Judaeorum) aus dem 14. Jh. Bonn 1970. (RA 72).
- Langer, Hans-Günther, Urkundensprache und Urkundenformeln in Kurtrier um die Mitte des 14. Jhs. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschsprachigen Urkunde in der kurtrierischen Kanzlei während der Tätigkeit Rudolf Losses und seines Kreises. 1. Tl. In: Archiv für Diplomatik 16, 1970, 350–505.
- Langosch, Karl, Caesarius von Heisterbach. In: VL, 2. Aufl. Bd. 1 Berlin/New York 1978, 1152–1168.
- Ders., Carmina Cantabrigensia. In: VL, 2. Aufl. Bd. 1. Berlin/New York 1978, 1186–1192.
- Lau, Friedrich, Entwicklung der kommunalen Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln bis zum Jahre 1396. Bonn 1898. (Preisschriften der Mevissen-Stiftung 1).
- [Lindenborn, Heinrich], Der die Welt beleuchtende Cöllnische Diogenes. 1. Jg., Anderte Auflag. Köln 1742.
- von Looz-Corswarem, Clemens Graf, Das Finanzwesen der Stadt Köln im 18. Jh. Köln 1978. (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 34).
- Maas, Utz, Lesen–Schreiben–Schrift. Die Demotisierung eines professionellen Arkanums. In: LiLi 59, 1985, 55–81.
- Ders./Klaus J. Mattheier, Zur Erforschung historischer Stadtsprachen. Allgemeine Überlegungen und Beispiele. In: Frühneuhochdeutsch. Zum Stand der sprachwissenschaftlichen Forschung. Besorgt v. Werner Besch/Klaus-Peter Wegera. Berlin 1987, 227–246. (ZfdPh 10. Sonderheft).
- Macha, Jürgen, Kölner Turmbücher – Schreibsprachenwandel in einer seriellen Quelle der frühen Neuzeit. In: ZfdPh 110, 1991, 36–59.
- Ders., Anmerkungen zur Schreibsprache eines Kölner „Hexenprothocolls“ aus der Mitte des 17. Jhs. In: RVj. 56, 1992, 325–332.
- Ders., Rheinische Sprachverhältnisse im 17. Jh. In: RVj. 57, 1993, 158–175.
- Mattheier, Klaus J., Wege und Umwege zur neuhochdeutschen Schriftsprache. In: ZGL 9, 1981, 274–307.
- Ders., Das Rechnungsbuch der Elisabeth Horns. Sprach- und kulturgeschichtliche Bemerkungen zu einem Kölner Gebrauchstext des späten 16. Jhs. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 26/27, 1981/1982, 31–55.
- Ders., Sozialgeschichte und Sprachgeschichte in Köln. Überlegungen zur historischen Sprachsoziologie. In: RVj. 46, 1982, 226–253.
- Ders., Das kölsche Stynngyn und die Dialekte im Spätmittelalter. In: Wortes anst. Verbi gratia. Donum natalicium Gilbert A. R. de Smet. Hrsg. v. H. L. Cox [u. a.]. Leuven/Amersfort 1986, 309–318.
- Ders., Die rheinische Sprachgeschichte und der „Maikäfer“. In: Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven. Georg Droege zum Gedenken. Hrsg. v. Marlene Nikolay-Panter [u. a.]. Köln/Weimar/Wien 1994, 534–561.
- May, Markus, Die Geschichte der Kölner Mundartdichtung. Entstehung und Auflösung einer endlichen literarischen Reihe. Aachen 1981.
- Menzel, Wolfgang Walter, Vernakuläre Wissenschaft. Christian Wolffs Bedeutung für die Herausbildung und Durchsetzung des Deutschen als Wissenschaftssprache. Tübingen 1996. (RGL 166).
- Möller, Robert, Regionale Schreibsprachen im überregionalen Schriftverkehr. Empfängerorientierung in den Briefen des Kölner Rates im 15. Jh. Köln/Weimar/Wien 1998. (RA 139).
- Müller, Wilhelm, Untersuchungen zum Vokalismus der stadt- und landkölnischen Mundart. Diss. Bonn 1912.
- Neuß, Elmar, Das sprachhistorische Problem von Godefrit Hagens Reimchronik der Stadt Köln. In: RVj. 33, 1969, 297–329.
- Peters, Robert, Sprache. In: Geschichte der Stadt Münster. Unter Mitw. v. Thomas Küster hrsg. v. Franz-Josef Jakobi. Bd. 3. Münster 1993, 611–648.
- Peters, Ursula, Literatur in der Stadt. Studien zu den sozialen Voraussetzungen und kulturellen Organisationsformen städtischer Literatur im 13. und 14. Jh. Tübingen 1983. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur Bd. 7).

- Pitz, Ernst, Schrift- und Aktenwesen der städtischen Verwaltung im Spätmittelalter, Köln–Nürnberg–Lübeck. Köln 1959. (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 45).
- Rapp, Andrea, Das Düsseldorfer Fragment von Gottfried Hagens 'Reimchronik der Stadt Köln' im Rahmen von Überlieferungsgeschichtlichen Fragestellungen und Vorüberlegungen zu einer Neuausgabe. In: RVj. 59, 1995, 1–30.
- REK. Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter. Bd. 4 (1304–1332) – Bd. 10 (1390–1400). Bonn/Düsseldorf 1915–1987. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 21).
- Rörig, Fritz, Mittelalter und Schriftlichkeit. In: Welt als Geschichte 13, 1953, 29–41.
- Scheel, Willy, Jaspar von Gennep und die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Köln. In: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Ergänzungsheft 8, 1893, 1–75.
- Schellenberger, Barbara, Studien zur Kölner Schreibsprache des 13. Jhs. Bonn 1974. (RA 90).
- Schiewe, Jürgen, Sprachenwechsel–Funktionswandel–Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch. Tübingen 1996. (RGL 167).
- Schmitt, Ludwig Erich, Untersuchungen zur Entstehung und Struktur der 'neuhochdeutschen Schriftsprache'. Bd. 1: Sprachgeschichte des Thüringisch-Obersächsischen im Spätmittelalter. Die Geschäftssprache von 1300 bis 1500. Köln/Graz 1966. (MdF. Bd. 36).
- Schmitz, Wolfgang, Die Kölner Einblattdrucke des 15. Jhs. Köln 1979. (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 35).
- Ders., Die Überlieferung deutscher Texte im Kölner Buchdruck des 15. und 16. Jhs. Habilschr. Köln 1989. [ab 1999 im Internet].
- Ders., Der Sprachwechsel im Kölner Frühdruck. Anmerkungen aus der Sicht der Druckgeschichte. In: Johannes Gutenberg – Regionale Aspekte des frühen Buchdrucks. Vorträge der internationalen Konferenz zum 550. Jubiläum der Buchdruckerkunst am 26. u. 27. Juni 1990 in Berlin. Hrsg. v. Holger Nickel u. Lothar Gillner. Wiesbaden 1993, 218–226.
- Schnyder, André, Die St. Ursula-Bruderschaft der Kölner Leienacker. Edition und Interpretation des Bruderschaftsbuches. In: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 52, 1981, 1–92.
- Schützeichel, Rudolf, Die Kölner Schreibsprache. Aufgaben und Problembereiche der Erforschung spätmittelalterlicher Schreibsprachen im Nordwesten. In: RVj. 27, 1962, 69–96.
- Ders., Zur Erforschung des Kölnischen. In: Die Stadt in der europäischen Geschichte. Festschrift Edith Ennen. Hrsg. v. Werner Besch u. a. Bonn 1972, 44–55.
- Ders., Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache. Studien zur rheinischen Sprachgeschichte. 2., stark erw. Aufl. Bonn 1974. (Rheinisches Archiv 54).
- Schultze, Ursula, Lateinisch-deutsche Parallelurkunden des 13. Jhs. Ein Beitrag zur Syntax der mittelhochdeutschen Urkundensprache. München 1975. (Medium Aevum Bd. 30).
- Schwering, Max-Leo, Das Kölner 'Hänneschen'-Theater. Geschichte und Deutung. Köln 1982.
- Skrzypczak, Henryk Alfons, Stadt und Schriftlichkeit im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Sozialgeschichte des Schreibens. Diss. (masch.). Berlin 1956.
- Socin, Adolf, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache. Heilbronn 1888. Nachdr. Hildesheim/New York 1970.
- Stein, Walther (Bearb.), Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln im 14. und 15. Jh. 2 Bde. Bonn 1893, 1895. Nachdr. Düsseldorf 1993. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 10).
- Ders., Deutsche Stadtschreiber im Mittelalter. In: Beiträge zur Geschichte vornehmlich Kölns und der Rheinlande. Hrsg. v. Archiv der Stadt Köln 1895, 27–70.
- Stopp, Hugo (Bearb.), Vokalismus der Nebensilben 2. (Die Entsprechungen von mhd. unbetontem e). Heidelberg 1973. (Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Hrsg. v. Hugo Moser/Hugo Stopp. Bd. 1, 2).
- Ders., Verbreitung und Zentren des Buchdrucks auf hochdeutschem Sprachgebiet im 16. und 17. Jh. Fakten und Daten zum 'organischen Werdegang der Entwicklungsgeschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache'. In: Sprachw. 3, 1978, 237–261.
- Trudgill, Peter, Dialects in Contact. Oxford 1986.
- Das Urkunden-Archiv der Stadt Köln bis 1396. Regesten. In: Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 5, 1884, 1–78; 1884, 1–74; 7, 1885, 1–81; 9, 1886, 1–115.
- Vandenbussche, Wim/Roland Willemyns, Sprachvariation in Flandern im 19. Jh.: theoretisch-methodische Probleme der historischen soziolinguistischen Forschung. In: Sociolinguistica 13, 1999, 104–121.
- Voullième, Ernst, Der Buchdruck Kölns bis zum Ende des 15. Jhs. Bonn 1903. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 24).
- Wrede, Adam, Zur Geschichte des Sprachenkampfes in Köln um die Wende des 15. Jhs. In: Festschrift Friedrich Kluge zum 70. Geburtstag. Tübingen 1926, 155–164.
- Zeim, E. Charlotte, Die rheinische Literatur der Aufklärung. (Köln und Bonn). Jena 1932. Nachdr. Hildesheim/New York 1982. (Deutsche Arbeiten der Universität Köln).

Walter Hoffmann, Bonn (Kap. 1)
Klaus J. Mattheier, Heidelberg (Kap. 2)